2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 19



Oberschlesischer Landbote

Kattowitz, den 13. Mai 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

Mutterglück!

Muttertag

Wenn du noch eine Mutter hast,
dann danke Gott und sei zufrieden . . .

Keine Liebe der Welt ist so tief und so selbstlos wie die Mutterliebe. Sie durchwandert, sich von Uranfang her ewig gleichend, die Jahrtausende; das ist, als gehe eine friedvolle Frau mit einem Heiligenschein durch alle Lande, und vor ihrem höheren Anblick beugen sich alle Leidenschaften, die die Welt durchglühen, beugen sich demütig und schweigen ehrfürchtig.

Die Dichter aller Völker sind untereinander in einen edlen Wettstreit zum Lobe der Mutter getreten.

Wo immer Menschen, ob sie nun des Lebens höchste Höhen erklommen haben, ob sie in den Niederungen des Alltags leben, ob sie nun bürgerlicher Art sind oder jenseits des Guten stehen, wo immer Menschen von ihrer Mutter reden, werden sie innerlich fromm, kindlich demütig, liebend dankbar. Hundertfach liegen die Briefe großer Männer an ihre Mutter vor, es sind ergreifende Dokumente der Dankbarkeit.

Hierfür ein Beispiel:

Richard Wagner schreibt an seine Mutter.

Meudon, 12. Sept. 1841

Mein bestes Mütterchen, endlich komme auch ich einmal dazu, Dir einen ebenso freudigen als herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstage darbieten zu können! Möchtest Du ja nicht glauben, daß ich Dich jemals vergessen hätte, auch wenn ich schwieg und nichts von mir hören ließ! Ach, ich glaube Dir ja schon

gesagt zu haben, daß es Zeiten für mich gab, in denen ich wirklich vermied, Deine Teilnahme für mein Schicksal anzuregen. Ich habe da im stillen zu Gott gebetet, daß er Dir Dein Leben und Deine Gesundheit erhalten möge, denn mit der Zeit hoffte ich schon selbst für mein Streben einen Preis zu gewinnen, der es mir erfreulicher machen sollte, mich Dir einmal wieder zu zeigen.

Allen, allen meine herzlichsten Grüße! Wir werden uns bald wiedersehen, und mag es dann um uns aussehen, wie es will — die Herzen sind die alten geblieben, und — es muß gut werden!

Erhalte Dich, liebes Mütterchen, Deinem treuen Sohne Richard.

Unzählig sind die Beispiele dafür, daß die Mutterliebe auch die im edelsten Sinne kämpferischste Liebe ist, die sich allen trotzend, schützend vor die Taten des Kindes stellt und es unter Einsatz des eigenen Lebens verteidigt.

Was wir sind, die wir in der menschlichen Gesellschaft unseren Platz ausfüllen, verdanken wir der Mutter. Sie ist die Führerin unseres Werdens gewesen, sie hat uns den Glauben an das Gute in der Welt durch das tägliche Beispiel ihrer großen, unendlichen Liebe gegeben. Dadurch, daß wir unsere Mutter haben, hat uns der Lebenskampf nicht die Seele aus der Brust reißen können.

In tausend und abertausend Volksliederu wird die Mutterliebe verherrlicht, und gerade in diesen oftmals herben, aus dem Volksempfinden heraus entstandenen Liedern wird die schöpferische Tiefe der Mutterliebe oftmals am sichersten erfaßt. Ich denke hier an das kleine Volkslied:

„Ein Knabe war einem Mädel gut,
falsch war ihr Herz und stolz ihr Mut.
Sie sang und lachte: „Bring mir zur Stund
das Herz deiner Mutter für meinen Hund."
Und wie er läuft, das Herz in der Hand,
kommt er zu Fall — das Herz liegt im Sand.
Da hebt das Herz zu sprechen an:
„Lieb Kind, hast du dir weh getan?"

Mit was für schlichten Mitteln und doch wie fromm und innerlich ist hier das tiefste Wesen der Mutterliebe erfaßt worden!

Und zum besonderen Lobe solcher Liebe einen Tag im Jahre festlich begehen zu dürfen, den Muttertisch an solchem Tage mit besonderer Liebe schmücken zu dürfen, dem Andenken an die geliebte Mutter eine eigens für sie bestimmte Stunde weihen zu dürfen, welche Freude ist das doch für alle, die sich immer bewußt sind, daß sie an diesem Tage dem Menschen danken dürfen, dessen unendliche, schöpferische Liebe auch der größte und tiefste Kindesdank nicht annähernd erreichen kann.

Was in der Welt geschah

Todessturz vom Wunderfelsen

Mit einer sonderbaren Schadenersatzklage hatte sich ein irisches Gericht zu befassen. Ein neunzehnjähriger junger Mann Namens James Burke pilgerte vor einiger Zeit zu dem berühmten Felsen von Blarney. Diesem Felsen schreiben abergläubische Leute übersinnliche Kräfte zu. Wer den Stein küßt, kann ein glänzender Redner werden, und eine große Karriere steht ihm bevor. Burke, der ein wenig stotterte, faßte daher den Entschluß, seinem Leiden auf diese Weise abzuhelfen. Nun setzt aber das Küssen der fraglichen Stelle im Felsen eine gewisse Geschicklichkeit voraus. Die Felswand ist ziemlich steil und man muß sich recht weit vom Rande des Felsens vorbeugen, um den Stein küssen zu können. In der Regel wird dies von den Leuten so durchgeführt, daß man sich von anderen bei den Füßen halten läßt. Burke nahm sich jedoch keinen Begleiter und stürzte im kritischen Augenblick in die Tiefe, wo er den Tod fand.

Nun strengte die Familie des Verstorbenen gegen den Eigentümer des Grundes, Sir George Colthurst, eine Schadenersatzklage an. Die Kläger behaupteten, daß der Eigentümer durch Anbringung einer Warnungstafel die Leute von der Gefährlichkeit des Wunderfelsens hätte unterrichten müssen. Das Gericht war jedoch der Ansicht, daß der Eigentümer für die lebensgefährlichen Versuche eines abergläubischen jungen Mannes keineswegs haften müsse und wies die Klage ab.

Eine sensationelle Entdeckung Professor Biers

Eine der gefürchtetsten und quälendsten Krankheitserscheinungen ist der sogenannte „Brand" (Gangrän), der dann entsteht, wenn ein Körpergewebe durch irgendeine Ursache vom ernährenden Blutstrom dauernd abgeschnitten wird. Die gewöhnliche Ursache ist Zuckerkrankheit, Arterienverkalkung, aber auch akute Verletzungen, wenn z. B. bestimmte Körperteile durch Verwundungen oder Quetschungen nicht genügend durchblutet werden.

Bisher mußte man das brandige Glied operativ entfernen, um die Gefahr einer Blutvergiftung und die entsetzlichen Schmerzen zu bannen. Nun hat Professor Bier, dem die Medizin schon eine Reihe wertvollster Entdeckungen verdankt, ein Verfahren ausgearbeitet, das den Brand ohne Messer beseitigt und den Kranken vor der Amputation schützt. Es handelt sich im Prinzip um ein Saugverfahren. Um das kranke Glied wird eine Absaugevorrichtung gelegt, die Luft solange verdünnt, bis die intensive Saugwirkung eintritt. Schon bei der ersten Behandlung, die etwa eine halbe Stunde lang durchgeführt wird, zeigt sich ein Nachlassen der Schmerzen und im Verlaufe weniger Wochen beginnt die brandige Stelle allmählich einzuschrumpfen; der Infektionsherd wird abgedichtet und die Lebensgefahr einer Blutvergiftung ist damit beseitigt.

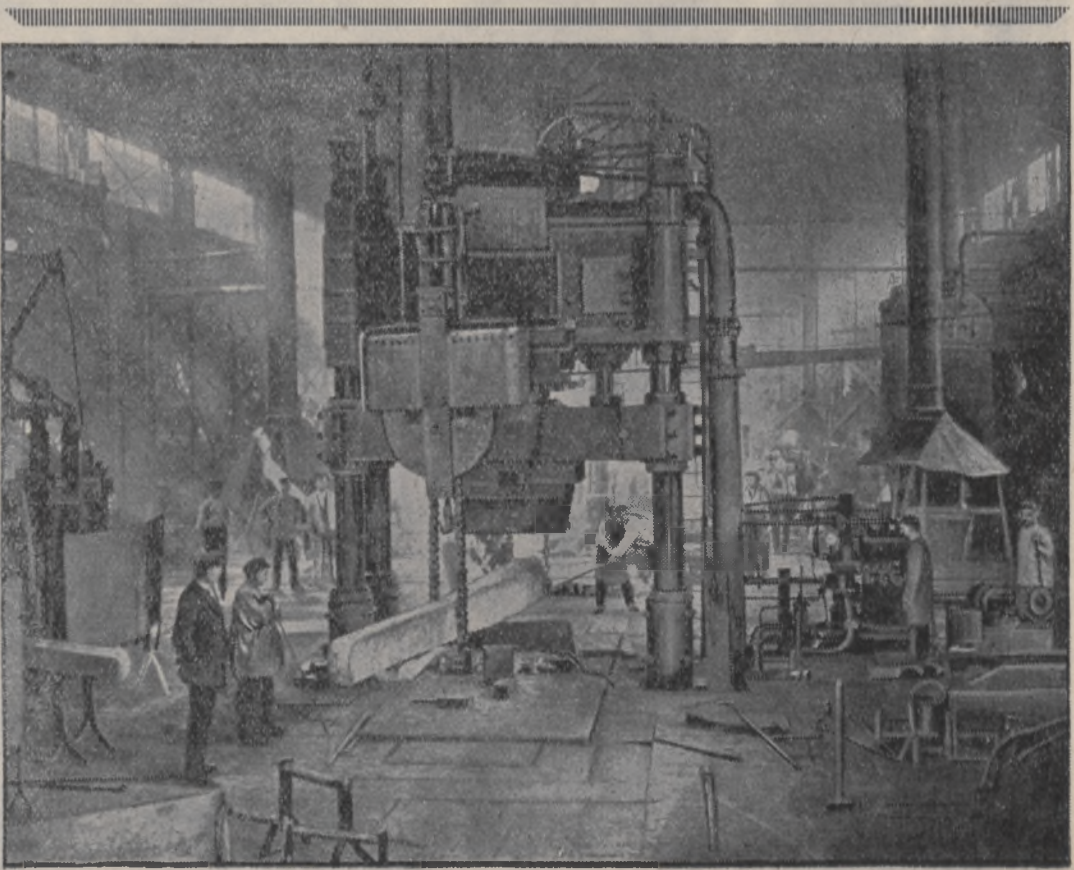
Dieses geniale Verfahren von Professor Bier kann aber, und das ist vielleicht u. a. das wesentlichste, vom Patienten selbst durchgeführt werden. Nach der klinischen Behandlung, die etwa acht bis zehn Tage dauern soll, kann man den Patienten der häuslichen Pflege übergeben und nun ist er imstande, mit Hilfe des Bierschen Apparates sich selbst täglich zweimal bis zu zwei Stunden und mehr weiterzubehandeln. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit schwinden die Schmerzen gänzlich, das seelische und Allgemeinbefinden bessert sich auffallend und je nach der Schwere der primären Erkrankung tritt die Heilung nach Wochen oder Monaten ein.

Waldbrand durch Granatenentzündung

Bei Manövern auf dem Gelände von Elsenborn (Belgien), dem früheren deutschen Truppenübungsplatz, entzündeten sich mehrere Granaten und setzten den in der Nähe gelegenen Wald in Brand. Obwohl sofort Militär hinzugezogen wurde, um des Brandes Herr zu werden, griff das Feuer mit rasender Geschwindigkeit um sich. Tausende Morgen von Wald wurden ein Raub der Flammen. Riesige Feuergarben stiegen die ganze Nacht hindurch gegen den Himmel. Das Feuer droht die umliegenden Ortschaften zu zerstören. Um sich von der Größe des Brandes einen Begriff zu machen, sei gesagt, daß mehr als 5000 Soldaten Tag und Nacht beschäftigt waren, um den Brand zu löschen.

Bär reißt einem Kind die Hand ab

Ein schrecklicher Vorfall trug sich im Berliner Zoo zu. Der 9jährige Herbert Kaspar, dessen Vater im Zoo Zeitungen verkauft, fütterte im Zoo die großen Alaska-Bären. Dabei wurde er von einem der Bären an der rechten Hand erfaßt. Der Bär riß dem Knaben die Hand ab. Ein Zuschauer sprang auf die Hilferufe des Knaben hinzu und befreite den Knaben.



Der schwere Dampfhammer in der Gußstahlschmiede der Borsigwerke Berlin-Tegel

Vom Nutzen des geselligen Umganges

Anselm Kytzia, Chelm.

Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß guter Umgang und anregende Geselligkeit bilden und fördern; sie bedeuten eigentlich einen Tauschhandel geistiger Güter. Allein sie sind nicht immer zu haben, wenn man sie braucht; besonders auf dem Lande werden sie zum Teil durch äußere Umstände bedingt und beeinflußt. Verheerend auf den geselligen Umgang in den Nachkriegsjahren haben die politischen Verhältnisse gewirkt, die durch Bildung von Parteien zu einer Zerrissenheit und Zerklüftung des Landvolkes geführt haben. Wohl gibt es reichlich viele Versammlungen auf dem Lande, in denen sich der Meinungsaustausch in den allermeisten Fällen um die Partei und die höhere Politik dreht. Die Lebensnähe der dörflichen Berufe wird gar nicht berührt.

Die ländlichen Gemeinden können mit den städtischen Verhältnissen nicht gemessen werden; denn in jeder Stadt gibt es Zirkel und Vereine, in welchen durch Wort und das Lichtbild vor allem belehrend eingewirkt werden kann. Das Land kann sich solche Bildungsmöglichkeiten nicht leisten, denn dazu fehlen die Kräfte, die Räume und vor allem das Geld.

Den Landbewohnern steht daher als Bildungsmittel der Umgang mit ihresgleichen zu Gebote, der durchaus keine Hochschulbildung vermittelt, aber immerhin nützliche Anregungen geben kann. Die bäuerliche Bevölkerung der Landgemeinden sieht wohl recht gleichförmig aus, von welcher gegenseitige Anregungen kaum ausgehen könnten. Doch wenn man so recht dazwischen schaut, ist die Bauernschaft einer Gemeinde oder einer Gegend durchaus nicht so einheitlich. Wilhelm von Polenz hat in seiner Dorfgeschichte „Der wilde Sprößling" einen schönen Vergleich gezogen. Er sagt: „Einer Wiese vergleichbar ist die Menschenwelt des Dorfes. Von weitem mag sie wie eine gleichmäßige grüne Fläche langweiliger Grashalme erscheinen; aber steht man darinnen, dann sieht man, daß von diesen Halmen jeder seine Eigenart hat. Man erkennt, wie sie einander überwuchern und durchschlingen; man sieht, wie die stärkere Art andere minder lebensfähige verdrängt, man beachtet, wie einzelne Gewächse ihre Ausläufer weithin versenden, wie eine einzige, reife Pflanze ihren Samen ausstreut und sich verhundertfacht. Zwar überwiegt die große Masse der braven, grünen Grashalme, die nach einer Richtung wachsen und sich alle in vorschriftsmäßiger Höhe halten, aber dazwischen gibt es auch Moose, die den Boden verfilzen, üppige Binsen, geile Stauden, anschmiegende Schlingpflanzen und zarte Blumen."

Also große Verschiedenheit! Es gibt unter Bauern gute Denker und gute Tüftler, die ihren Beruf in jeder Hinsicht gut meistern, und folgerichtig ergeht es ihnen gut. Von solchen besser Begabten können junge Anfänger und auch ältere Bauern beruflich und wirtschaftlich nur gewinnen, aber nur in rechter Form und in rechter Art. Der wirtschaftlich Stärkere darf dem Schwächeren sein Uebergewicht nicht fühlen lassen, und die Tendenz, den anderen belehren zu wollen, darf niemals hervortreten. Alles muß ohne Zwang geschehen.

Der Platz vor der Kirche bildete eine Art der bäuerlichen Hochschule; denn vor der Predigt und dem Amt versammelten sich die Bauern, um besonders mit den Kollegen der übrigen Dörfer des Kirchspiels verschiedene geschäftliche und auch berufliche Angelegenheiten zu erledigen. Das Wirtshaus, natürlich als Unternehmen eines gewissenhaften Menschen, dazu noch eines Bauern, vermittelte immer mehr berufliche Aufklärung als die beste Dorfschule.

Auf diese primitive Fortbildung muß in Ermangelung einer besseren zurückgegriffen werden, um so mehr, als viele abgebaute Industriearbeiter das Land bevölkern, die in großer wirtschaftlicher Not stecken und sich mit dem Ackerbau zu befreunden anfangen. Ganz besonders müßte der Umgang auf diese ausgedehnt werden; aber dieser Umgang mit den verschiedenen Menschen der verschiedenen Klassen und Arten, mit gutmütigen und raschbeinigen, groben und höflichen, mit rücksichtsvollen und rücksichtslosen, selbstlosen und selbstsüchtigen, ist nicht einfach. Er ist, vom gewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet, oftmals kein Genuß. Im Gegenteil! Ueberall stößt man auf Widerspruch, auf abweichende Ansichten und Meinungen, auf Ecken und Kanten. Man fühlt sich öfter abgestoßen, als angezogen, und wer nicht sehr widerstandsfähig ist, der zieht sich bald auf sich selbst und einige Gleichgesinnte zurück. Das wäre gerade jetzt ein grober Fehler! *Gerade dieser widerspruchsreiche Umgang ist ein Segen für den Menschen.* Wer nicht nur schöne Stille und vornehmes Wissen, dafür aber sein richtiges Vorwärtskommen in seinem Leben sucht, der darf sich nicht ins Blumenstübchen einschließen, der gehört in dieses wogende Leben, der darf den Umgang trotz seiner Widerlichkeiten nicht meiden, sondern muß ihn geradezu suchen; denn jeder Umgang mit allerlei Menschen bringt auch allerlei Beziehungen, und gute Beziehungen sind immer wertvoll. Er lehrt vor allem, wie man Widerstände besiegt, wie man sich gegen Anfeindungen behaupten und sogar Feindliches zum eigenen Nutzen verwenden kann. Nur eins gehört dazu: das richtige *Taktgefühl*. Wohl dem, der es geerbt oder in seiner Kinderstube gefunden hat. Wer es aber nicht besitzt, muß es erwerben, dadurch, daß er sich selber in strenge Zucht nimmt. Man kann seinem Mitmenschen alles, auch Grobheiten sagen, nur verletzen darf man ihn dabei nicht. Grobheiten lassen sich gut in schöne Worte kleiden. Ironie ist immer ein schlechter Berater, und man bringe sie daher im geselligen Umgang nie zur Anwendung.

Für Kaninchenzüchter

hauptsächlich für Anfänger auf dem Lande und unter Kleingärtnern

Der praktische Kaninchenstall.

Wer Kaninchenzucht nutzbringend betreiben will, muß in erster Linie Sorge tragen für eine gesunde und praktische Unterkunft für seine Tiere. In früheren Zeiten, als die Kaninchenzucht noch in den Kinderschuhen steckte, fand man allerorten auf dem Lande in den Großviehställen Kaninchen, die dort zwischen den Pferden oder Kühen umherliefen und das fraßen, was bei der Fütterung zu Boden fiel. Heute ist man über diese Art der Kaninchenzucht längst hinweg, und dies hat die Kaninchenzucht in erster Linie dem Zusammenschluß der Kaninchenzüchter zu Organisationen zu verdanken.

Ein praktischer Kaninchenstall muß vor allem vier Punkte aufweisen: Sauberkeit und gefälliges Aussehen, Licht, Luft, und muß den Tieren gute Bewegungsfreiheit bieten. Ein Kaninchenstall kann nie zu groß sein, wohl aber zu klein. Die Maße für einen Käfig sollen etwa folgende sein: 120 cm lang, 80 cm tief und 70 cm hoch. Diese Maße gelten für große Rassen. Für kleinere Rassen können die Käfige natürlich dementsprechend kleiner sein. Außerdem sind diese Maße dafür berechnet, daß man darin noch ein Abteil durch Einschieben einer Scheidewand herstellen kann, etwa ein Drittel von der ganzen Länge. Dieses Abteil kann man nach vorn durch eine besondere Brettertür abschließen, und dieses Abteil dient der werfenden Häsin als Nistraum. Natürlich muß die eingeschobene Zwischenwand so beschaffen sein, daß die Häsin noch hinten bequem von einem Raum in den andern schlüpfen kann. Für solche Züchter, die selbst ein Anwesen besitzen und darauf schalten und walten können wie sie wollen, empfiehlt es sich, mindestens drei solcher Abteile übereinander zu bauen und fest miteinander zu verbinden. Hingegen ist es für solche Züchter, die zur Miete wohnen, ratsam, sich die Abteilungen einzeln zu bauen und dann übereinanderzusetzen. Bei etwaigem Wechsel der Wohnung läßt sich dann der Stall auseinandernehmen und viel besser transportieren.

Das Wichtigste beim Stallbau ist, den Stall so zu bauen, daß der Urin gut ablaufen kann. Dies erreicht man durch Neigen der Stallböden nach hinten. Die Rückwand wird dann einen Spalt offengelassen, so daß der Urin auf dem Boden, der durch den Spalt hinten herausragt, ablaufen kann. Zweckmäßigerweise wird der Boden mit Ruberoid oder Dachpappe belegt, und ist dies beim Bau bei der Errechnung des Schlitzes zum Urinablauf mit zu berechnen. Werden zum Stallbau keine gefugten Bretter verwandt, so ist es unerläßlich, den Stall von außen mit Dachpappe zu beschlagen, damit keine Zugluft entstehen kann. Als Käfigdraht verwendet man am besten gut verzinkten Maschendraht von einer Maschenweite von 1—2 cm. Als Abschluß des Stallbodens nach vorn befestigt man unmittelbar hinter der Drahttür ein etwa 10 cm hohes Brett, dadurch wird das Herausfallen von Streu beim Füttern verhindert. Diese Bretter kann man auch so einrichten, daß man sie beim Reinigen der Ställe leicht entfernen kann, etwa durch Anbringen von je zwei Leisten rechts und links, zwischen welche das Brett geschoben werden kann. Hinter den Stall stellt man einen Kasten, etwa in der Form eines Blumenkastens für das Fenster. Dieser Kasten wird mit Torfmull gefüllt und so plaziert, daß der hinten abtropfende Urin hineinfällt. Der Torfmull saugt den Urin restlos auf und verhindert üblen Geruch. Der unterste Käfig muß mindestens 15 cm vom Boden abstehen, damit man bequem darunter gelangen kann. Um zu verhindern, daß sich Ungeziefer darunter aufhalten kann, dürfen Stroh- und Futterreste nicht daselbst liegenbleiben. Als Anstrich ist zu empfehlen: Rückwand, Seitenwände und Dach sind zu teeren, die vorderen Holzteile werden mit Oelfarbe gestrichen. Einen guten Eindruck macht es, wenn die Türrahmen in anderer Farbe abgesetzt werden. Innen werden die Ställe mit Weißkalk gestrichen, dem etwas Salz und etwas Kreolin beigemengt wird. Alle Scharniere und Griffe werden mit schwarzem Eisenlack gestrichen.

Ein solcher Stall, der einen guten Platz hat, d. h. nicht mit der Front nach Norden oder Osten, ist einer Innenstallung ganz entschieden vorzuziehen. Als Schutz gegen die Witterung wäre höchstens zu empfehlen, den Stall unter ein großes Schuppendach zu stellen oder das Dach selbst nach vorn etwa 30—40 cm überstehen zu lassen.

Als Ergänzung zu einem praktischen Kaninchenstall empfiehlt es sich noch, gut verzinkte Raufen mit Deckel anzuschaffen. Diese haben den Vorteil, daß die Tiere beim Daraufspringen nicht mit den Beinen hängenbleiben und dabei die Glieder brechen. Außerdem gehören zu einem guten Kaninchenstall noch steinerne Futternäpfe, die aber möglichst glasiert sein müssen, damit sie sich leicht reinigen lassen.

Wer sich's leisten kann, und wer das Geschick dazu hat, kann sich seinen Stall auch aus Stein bauen. Die Böden werden in diesem Falle aus

Zement gefertigt, und der Urinablauf befindet sich an der Seite.

Der größte Fehler, der von Anfängern viel begangen wird, ist der, daß sie sich erst die Tiere und dann den Stall anschaffen. Der Stallbau soll dann stets nicht zu lange dauern, und er wird oberflächlich ausgeführt. Die Folge davon ist, daß sich mit der Zeit Mängel einstellen, die nicht nur den Tieren, sondern auch dem Züchter selbst schaden.

(Nach einem Aufsatz in der Leipziger Geflügelbörse.)

Anforderungen, die an einen guten Zuchtbullen gestellt werden

An die Beschaffenheit der Zuchtbullen sind die strengsten Anforderungen zu stellen. Das männliche Tier vererbt sich in seinem Leben auf Hunderte von Nachkommen, und sein Körperbau wie auch seine Eigenschaften sind daher von allergrößtem Einfluß auf die Herden. Daß die Milchleistung auch von der Güte des Bullens abhängt, ist klar.

Im allgemeinen sollen folgende Merkmale jeden Bullen auszeichnen: der Kopf soll breit sein. Vor allem muß er im Stirnteil eine solche Breite zeigen, daß man hieran sofort den Bullen erkennt. Die Hörner sind kegelförmig und möglichst nach der Seite gerichtet. Sie werden teils von einem Knochenstumpf, teils in bezug auf die Hornmasse von der Haut gebildet. Die Knochen müssen trotz des großen, schweren Körpers fein sein. Der gute Zuchtbulle muß dazu eine dünne Haut haben. Der Hals muß kurz und kräftig sein. Der Nacken ist stark und bekommt beim ausgewachsenen Bullen einen mit Fett durchsetzten Muskelwulst, der aber nicht zu hoch sein darf. Die Brust soll sich ganz besonders bei einem Zuchtbullen durch Breite und Tiefe auszeichnen und darf hinter den Schulterblättern nicht eingeschnürt sein. Die Schultern dürfen nicht lose und abgeblattet, sondern müssen durch starke Sehnen an den Brustkorb angeheftet sein. Die eigentliche Rückenpartie muß mit starken Muskeln besetzt sein. Die Lendenpartie, unter welcher die Nieren liegen, soll gut gewölbt sein. Die Kreuzpartie wird lang und breit gewünscht. Die Hüften dürfen nicht hervortreten, wie etwa bei einer guten abgemagerten Milchkuh, sondern dieser Körperteil muß bei einem guten Bullen eine rundliche Form zeigen. Die Rippen müssen gut gewölbt sein und tief herabgehen; denn nur dann können sich die Atmungs- und auch die Verdauungsorgane gut ausbilden. Ein guter Zuchtbulle darf keinen Hängebauch haben, weil er sonst übermäßig ausgeweitete und daher erschlaffte Verdauungsorgane aufweist. In diesem Zustande ist er zum Decken zu schwerfällig und zu schlapp, und für schwächere Rinder dann gefährlich, weil sie unter seiner Last leicht zusammenbrechen. Der Schwanz ist besonders bei guten Milchrassen lang und fein, weil seine Knochenteile mit dem ganzen Knochengerüst übereinstimmen müssen. Das Haar hat kurz zu sein, muß an der Haut fest anliegen und dazu lebhaft glänzen. Dieser Glanz der Haare ist ein Zeichen guter Gesundheit. Die weiße Farbe zeigt nur bei jungen Stieren ein reines, schneeiges Aussehen, bei älteren Tieren geht sie ins Gelbliche über.

Bei einem guten Zuchtbullen muß auch auf seine Färbung Bezug genommen werden. Unsere Rinder neigen sehr zum Hellwerden, bzw. zur Annahme der weißen Farbe oder gar zur Farblosigkeit. Herden mit einer bestimmten Farbe wie schwarz-weiß, rot-weiß, oder ganz rot oder silbergrau und dergleichen zeugen von einer guten Zucht. Um die Farblosigkeit des Nachwuchses nicht zu weit fortschreiten zu lassen, muß bei den Zuchtbullen auf eine entsprechende Farbenauswahl Bedacht genommen werden. Bei Einfarbigkeit muß bei ihnen die dunkle Farbe bevorzugt werden. Bei gescheckten Tieren ist eine gleichmäßige Verteilung der Farbe anzustreben; denn hellfarbige bzw. weiße Kühe sind oft milchreicher, dafür aber anfälliger für Krankheiten.

Bei der Verbesserung einer Viehherde spielt der Zuchtbulle immer die Hauptrolle, und darauf wird in den Kreisen der kleineren landwirtschaftlichen Betriebe zu wenig Rücksicht genommen. Für gewöhnlich wird zum Decken ein Bulle bevorzugt, bei welchem 50 Groschen weniger Deckgeld genommen wird, und mit dieser falschen Sparsamkeit wird die bäuerliche Viehzucht nur verdorben. Sie ist höchstens nur noch zum Düngermachen, nicht aber zur Milchproduktion zu verwenden. Jungrinder läßt man meist mit kleinen Bullen decken, damit sie leichter abkalben. In den allermeisten Fällen sind diese Stiere entartete Tiere, die eine zu starke Kopf- und Hornbildung haben, Fehler, die sich schon bei dem Kalbe auswirken und die den Jungtieren das Abkalben erschweren und in sehr vielen Fällen unmöglich machen.

Gerade die bäuerliche Rindviehzucht soll eine gute Erwerbsquelle des Betriebes bilden und bedarf daher einer gründlichen Verbesserung, die nur durch gute Zuchtbullen durchzuführen ist.

a.

Unsere Wildtauben

Die Haustauben sind die Lieblinge der Erwachsenen, aber auch der Kinder, die sie sehr gern füttern und pflegen. Es ist sehr zu empfehlen, wenn sich die Jungen, insbesondere die schulentlassenen, mit der Taubenzucht beschäftigen. Ihre freie Zeit widmen sie ihren Schützlingen, sie können sie stundenlang beobachten und sind glücklich über ihre schönen Tiere. Ihr Taschengeld verwenden sie für Anschaffung von Futter.

Neben den Haustauben haben wir aber auch Wildtauben, die im Walde leben und Zugvögel sind. Letztere haben die Jäger gern, weil sie als Wild erlegt werden und einen schmackhaften Braten liefern. Es gibt drei Arten von Wildtauben, die einander in ihrer Gestalt ähnlich sind, sich in der Größe, Färbung und auch in ihrem Wesen aber voneinander unterscheiden. Die kleinste von ihnen ist die Turteltaube; ihre Stimme ist ein gemütliches Schnurren oder Purren. Das Köpfchen ist blaugrau, die Brust rötlich, der Bauch weiß, am Halse hat sie drei weiße Streifen, die oberen Flügeldecken sind rostfarbig.

Die Turteltaube hält sich an die Felder, und bewohnt gern den Waldrand oder die Vorhölzer. Sie kommt im April zu uns und zieht im September wieder fort. Der kleine Täuber erhebt sich im Frühling klatschend über die Wipfel und schwebt im schönen Bogen zu seiner Taube herab, die er zärtlich mit seinem „pur, pur, pur" umwirbt. Die Turteltaube baut in dichten Fichtenbäumen, und zwar ziemlich niedrig ein flaches Nest und legt 2 weiße Eier. Die größte von den Wildtauben ist die Ringeltaube, die ihren Namen von dem weißen Halsring erhalten hat. Sie trifft schon im März bei uns ein und verläßt uns erst im Oktober. Die Ringeltaube ist bedeutend größer als die Haustaube und hat eine kräftige Stimme, die wie „Kuku, kukuru" klingt. Der Tauber läßt von dem höchsten Eichbaum sein Liebeslied erschallen. Das Gefieder der Ringeltaube ist graublau, die Brust weinrot, der Schwanz schwärzlich. Sie baut ebenfalls ein flaches Nest und legt auch zwei Eier. Wenn es gelingen möchte, die Ringeltaube zu zähmen, so wäre dies ihrer Größe wegen ein großer wirtschaftlicher Erfolg. Alle Zähmungsversuche sind jedoch bis jetzt gescheitert. Man hat versucht, ihre Eier den Haustauben unterzulegen; sie wurden zwar ausgebrütet, die Jungen gingen aber ein, weil die Ernährungsweise eine andere ist.

Die dritte Wildtaube ist die Hohltaube; sie hat die Größe einer Haustaube, sie ist graublau, ohne Halsring. Sie liebt den tiefen Wald mit alten Holzbeständen, weil sie nur in hohlen Bäumen ihr Nest baut. Sie kommt, wie die Ringeltaube, schon im März zu uns, sie ist aber viel scheuer und seltener. Sie fliegt weniger ins Feld, weil sie mit Vorliebe den Holzsamen nimmt und sich auch von Kerbtieren und Schnecken nährt.

Während die Turteltaube und die Ringeltaube ursprünglich Bewohner der Mittelländer waren und erst mit dem Getreidebau nach Norden gezogen sind, war die Hohltaube immer bei uns heimisch, weil ihre Lebensweise eine andere ist, der Wald bietet ihr Nahrung genug, sie kann das Feld mit dem Getreidebau vollständig entbehren.

P. Kyzia.

Quecke zu Düngezwecken

Dagegen ist nichts einzuwenden, aber nur dann, wenn dieses Unkraut richtig behandelt wird. Nach der gründlichen Ackerreinigung darf sie nicht in zu große Haufen gelegt werden, weil sie darin nicht genügend nachtrocknet und vergärt. Es erfolgt darin keine gründliche Abtötung dieses Unkrautes.

Trotz einer sorgfältigen Behandlung können immer noch kleine Teile lebendig bleiben, die dann leicht ausschlagen können. Deshalb verwendet man sie mit Vorteil als Streu unter das Rindvieh. Für diesen Zweck muß sie eine Strohbeimengung bekommen; denn dieses saugt bekanntlich viel Jauche auf, welche dann eine neue Gärung verursacht. Die Quecken vergehen dabei viel gründlicher. Dies wird in der jetzigen Zeit erreicht; denn die Düngergruben sind entleert, und die Quecken lagern dann tief unten, wo sie vollends absterben müssen.

a.

Künstliche Mittelwände

Es ist selbstverständlich, daß jeder Imker möglichst gute Erfolge bei seinen Bienen erzielen will. Die künstlichen Mittelwände sollen dabei helfen. Leider werden sie bei diesem Streben nur zu oft zur unrechten Zeit verwendet. Kunstwaben dürfen nur eingesetzt werden, wenn die Bauzeit mit Beginn der Volltracht einsetzt. Es wird schwer an einem Bienenvolke gesündigt, wenn im zeitigen Frühjahr der Brutraum mit künstlichen Mittelwänden voll gehangen wird. Diese Vorteile macht den Brutraum kalt und hält das Brutgeschäft nur auf. Auch während der Bauzeit sollen die künstlichen Mittelwände immer möglichst an den Bienensitz gebracht werden; nur dann werden die Arbeiten gern in Angriff genommen.

a.

Schwarmbildung

Jeder Imker strebt nach starken Völkern. Sie sind nur günstig zu beeinflussen durch Enge des Raumes, große Wärme, gute Königinnen, Ungestörtheit des Brutgeschäfts und eine reichliche Honignahrung. Mit Zuckerwasser lockt man kein Volk zum verstärkten Brutgeschäft. Wer daher starke Völker und frühe Schwärme haben will, muß in der entscheidenden Zeit der Vorbereitung bei andauernden Trachtlücken spekulativ füttern, damit der Bruteinsatz nicht aussetzt. Vor Beginn der Baumblüte wäre diese Fütterung infolge niedriger Temperaturen nicht am Platze. Wenn aber gutes Trachtwetter einsetzt, ist sie einzustellen.

a.

Schützt die Rebhühner!

Wo viel Wild ist, da gibt es Schaden, über welchen der Landmann klagen muß. Es gibt aber eine Wildart, die dem Ackerbau nützt, und die soll und muß der Bauer pflegen und schützen: das Rebhuhn. Diese nützlichen Tiere nähren sich während des größten Teiles des Jahres von Samen der Unkräuter wie Hederich, Vogelwicken, Mohnsamen und dergleichen. Die Brut vertilgt wiederum die geflügelten Schädlinge der Landwirtschaft zu vielen Hunderttausenden. Zudem bilden die Rebhühner noch mit den schönsten Schmuck unserer Felder.

Mit die ärgsten Feinde dieser nützlichen Vögel sind wildernde Hunde und Katzen. Ein Hund, der, anstatt den Hof zu bewachen, gern auf den Feldern herumläuft, ist nichts wert und kann ganz ruhig erschossen oder ertränkt werden. Noch weniger wert ist eine wildernde Katze, die als Schädling zu beseitigen ist. Sehr stark verfolgt werden die braven Rebhühner von vielen Schlingenstellern, die auch in den Sommermonaten dieses rohe Gewerbe ausüben. Solchen Gesellen können gerade die Bauern am besten das Handwerk legen, und sie werden damit ihre guten Mitarbeiter schützen.

Belehrt vor allem auch eure Kinder und duldet es nicht, wenn sie Gelege von Rebhühnern nach Hause bringen wollen!

a.

Vom St. Bürokratius

Schilda und seine großartig komischen Einwohner, die Schildbürger, sind Produkte einer überlegenen, ironisch lächelnden Phantasie, deren Ziel es war, alles das, was wir Heutigen unter der Sammelbezeichnung „Amtsschimmel“ kennen, gutmütig witzelnd zu verspotten.

Und heute? Heute würde sie sich auch nicht viel anders verhalten und hätten dazu Gelegenheit genug. Der heilige Bürokratius ist auch heute noch ein weit verbreiteter „Segen“.

Was kann man da anders tun, wenn man erfährt, daß ein Kraftomnibus, der zwischen den Hauptstädten zweier verschiedener deutscher Freistaaten einen Pendelverkehr unterhält, die trennende Landesgrenze nicht mit Passagieren, sondern leer überfahren muß? Ist es nicht den Streichen jener Schildbürger ebenbürtig, wenn die Direktion der Omnibuslinie sich dadurch zu helfen versucht, daß sie den Wagen diesseits der Grenzen halten und alle Mitfahrenden aussteigen, dann leer über die Grenzbrücke fahren und nunmehr die Fahrgäste wieder einsteigen läßt?

Aber, wie bereits gesagt, hat sich in den letzten Jahren das Reich des Heiligen Bürokratius und seines Streitrosses, des Amtsschimmels, sehr erheblich vergrößert! Besonders in Frankreich fühlt er sich seit einiger Zeit durchaus zu Hause. Dort ist z. B. folgende, sehr lustige (dafür aber auch beglaubigte) Geschichte passiert: Durch irgendein Versehen wurde in Paris der Kriegsbeschädigte und Kleinkaufmann Pierre Mourrat als „verstorben“ in das Standesamtsregister eingetragen, ohne daß der gute Pierre tatsächlich den Geist aufgegeben hätte. Infolge der Eintragung blieben selbstverständlich plötzlich die Zahlungen der Invalidenrenten an Herrn Mourrat aus, weshalb er sich aufmachte und zu dem zuständigen Präfekten ging, um sich zu beschweren. Und dieser eröffnete dem staunenden Pierre: „Sie sind ja tot! Und als Toter haben Sie natürlich keinerlei Renten mehr zu beanspruchen! Weisen Sie erst nach, daß Sie noch leben, dann können die Zahlungen wieder aufgenommen werden.“ Worauf Pierre nach Hause ging und sich den Kopf darüber zerbrach, wie man — wenn „persönliches Erscheinen an Amtsstelle“ noch nicht genüge — wohl sein Nichtgestorbensein nachweisen könne. In sein Grübeln hinein schrillte plötzlich die Türklingel, und **hereintrat — — der Steuerbeamte: „Sie haben soundsoviel Franken an Steuern für den laufenden Monat zu erlegen!“** Pierre jedoch protestierte: „Ich bin ja tot! Wie kann ich da Steuern zahlen?“ Was ihm aber gar nichts half; er mußte zahlen! Und in Frankreich findet sich jetzt das Kuriosum, daß ein „Toter“ gar nicht tot ist, aber Steuern zahlen muß, ein Lebender dafür nicht lebendig ist, aber keine Pensionen mehr ausgezahlt erhält. — — —

Mindestens ebenso hübsch ist auch das — ebenfalls in Frankreich eingeleitete und ebenfalls beglaubigte — „Strafverfahren gegen Jan (Jean) Robot“. Jan Robot, ein aus Polen eingewanderter Hafenarbeiter, beging aus irgendeinem Grunde Selbstmord, indem er in die Seine sprang und ertrank. Er wurde als Leiche herausgefischt, und der **Amtsanwalt (der scheinbar gar nichts Besseres zu tun hatte), eröffnete nunmehr gegen den — toten — Jan Robot ein Strafverfahren wegen folgender Delikte:**

1. Hausfriedensbruch, begangen durch Betreten eines fremden Grundstückes (Code pénal, § 368 Abs. 4).

2. Baden (Baden!!!) an einem verbotenen Ort (Verordnung des Polizeipräfekten vom 4. März 1883, Nr. A/4026).

3. Verunreinigung eines öffentlichen Gewässers (Gesetz vom 1. Februar 1867, § 85, Abs. 12a).

4. Erregung öffentlichen Aergernisses (Polizeivorschrift vom 7. Mai 1905, §§ 15 und 16a bis 16c).

Erst nachdem die Kriminalpolizei von Paris monatelang nach dem „pp. Jan Robot“ gefahndet hatte, stellte ein besonders Findiger fest, daß der Missetäter längst schon beerdigt sei. Worauf der Amtsanwalt der Seinepräfektur unter dem 16. Mai 1931 folgendes verfügte:

„Mangels einer straffähigen Persönlichkeit ist die Voruntersuchung wegen der Delikte zu 1. bis 4. gegen den Jan (Jean) Robot aus Polen einzustellen.“

gez.: Unterschrift.“

Uff! Die guten Schildbürger trugen die Sonne im Sack in ihr fensterloses Rathaus, in Deutschland werden Leichentransporte nach Thüringen wie „Transporte ins Ausland“ behandelt, in Paris laufen lebende Tote herum, — — Das „Schildbürgertum“ stirbt also **niemals aus. . .**

Im Wald und auf der Heiden

Der Hirsch und sein Geweih

Jeder Weidmann weiß ein Lied von dem üblen Treiben der Geweihjäger zu singen. Nicht genug damit, daß sie durch ihre systematische Suche nach Fundstangen vor dem beginnenden oder nach dem beendeten Tagwerk den Jägersmann materiell schädigen, nicht genug damit, daß von ihnen die besten Tagesstände heimgesucht werden, auch das Wild selber, das sie vergrämen, leidet überaus unter ihren Untaten.

Geweihe sind eine Rekordsache. Je stattlicher ihre Endenzahl, desto höher ihr Wert. Allerdings ist es ganz eigentümlich, daß die Herkunft zahlreicher stolzer Trophäen, wie sie beispielsweise in der Erbach'schen und in anderen Sammlungen angetroffen werden, in ein tiefes Dunkel gehüllt ist. Selbstverständlich kann es nicht immer ein Sechsundsechzig-Ender sein, wie ihn das Moritzburger Schloß beherbergt, der Weidmann von heute hat sich auf diesem Gebiete bescheiden müssen. Auch hier haben sich die Zeiten mächtig gewandelt. Es ist schier wie ein Vergleich von Tag und Nacht, wenn man berichten hört, wie märchenhaft die Rotwildstände früherer Jahrhunderte gewesen sind. Zu jenen Zeiten wurden die Hirsche noch „alt wie Methusalem“ und das war die günstigste Voraussetzung dafür, Stangen zu schieben, deren Endenzahl, Umfang und Gewicht heutzutage geradezu als „Ueberrekorde“ imponieren. Mittel-, Ost- und Süddeutschland haben da förmliche Staatsexemplare geliefert.

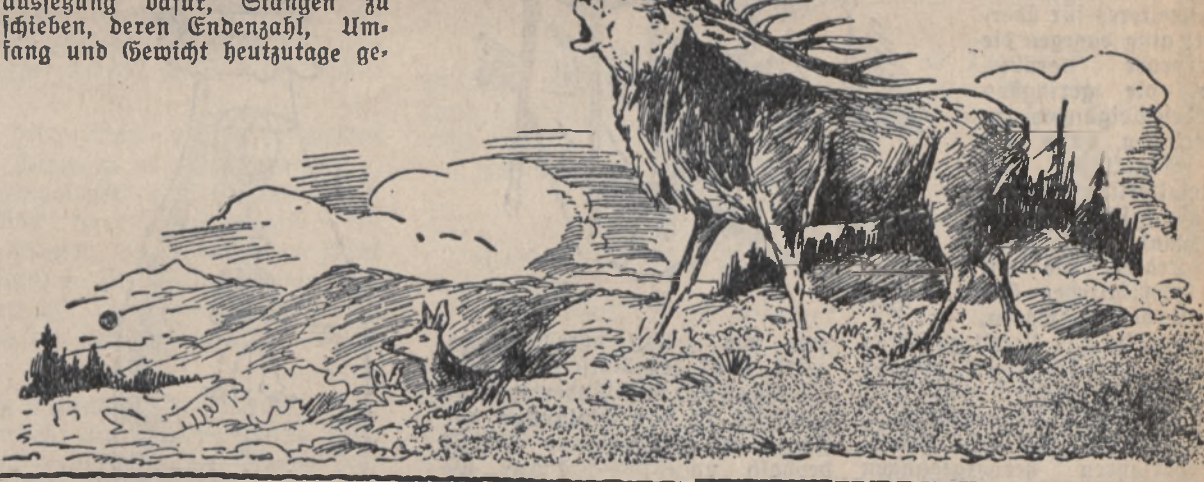
Wovon hängt in erster Linie die starke Entwicklung eines Geweihes ab? Zu allererst hat natürlich eine richtige, zielbewußt durchgeführte Hege außerordentlich viel zu sagen. Immerhin vermag die beste Hege nur wenig, wenn die natürlichen Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung der Geweihe nicht erfüllt sind. Mit am idealsten liegen die Verhältnisse in den ostpreußischen Revieren. Riesige Forsten mit außerordentlich üppiger Aesung, dazu ein in der Hauptsache diluvialer Sandboden. Hinzu kommt aber noch ein höchst wichtiges Moment: es besteht dort eine Art natürlicher Vorbeugung gegen eine Entartung des Wildes und zwar durch die Eigenheiten des Winters, der nicht nur vielen Schnee und vielen Frost zu bringen pflegt, sondern obendrein auch noch sich durch eine recht lange Dauer auszeichnet. Gerade auch Ostpreußen hat in neuerer Zeit erst wieder den trefflichen Beweis geliefert, in wie hohem Grade das Wild als ein Produkt der Scholle angesehen werden muß, auf der es heranwächst. Als man daranging, den Rotwildbestand in Masuren neu zu begründen — es war zu Anfang des 20. Jahrhunderts — überführte man aus der Schorfheide stammende Hirsche dorthin, deren Entwicklung kaum mehr als durchschnittlich war. Der weitere Aufwuchs unter ostpreußischen Verhältnissen brachte das überraschende Ergebnis, daß bereits nach der verhältnismäßig kurzen Zeit von sieben Jahren ein 14-Ender (mit einem Gewicht von vierzehn Pfund) zur Strecke gebracht werden konnte. Und sechs Jahre darauf wurde man sogar eines 18-Enders mit einem Gewicht von zwanzig Pfund habhaft.

H. Th.

—o—

1 Igel = 10 Meerschweinchen.

Schon früher sind zahlreiche Beobachtungen gemacht worden, die für eine beträchtliche Giftfestigkeit des Igels sprachen. Diese Wahrnehmungen wurden jetzt durch eine Reihe wissenschaftlicher Versuche erstaunlich erhärtet. Man spritzte den Igeln konzentriertes Otterngift ein und fand, daß der Igel sogar der Verzehnfachung(!) einer Giftmenge standhielt, die bei dem Meerschweinchen bereits tödlich wirkte.



FÜR DIE JUGEND

Das Trinkgeld im Hexenkessel

Von Zoroaster wird erzählt, er habe sich, um das frevelhafte Treiben seiner Verleumder zu brandmarken und seine Unschuld darzutun, heißes Blei über den Leib gießen lassen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. — Solche Fälle, die durchaus glaubhaft überliefert sind, gehen in die Hunderte. Bereits aus dem frühesten Altertum liegen Berichte über derartige vermeintliche „Wundertaten" vor. Sie konnten auch nur deshalb vom Laien als Wunder oder wunderähnliche Vorgänge hingenommen werden, weil man die physikalische Erklärung nicht kannte.

Noch im Mittelalter scheint die physikalische Formel, auf welche diese vielbewunderte Unverbrennlichkeit zurückgeht, nur wenigen bekannt gewesen zu sein, denn wie anders wäre es möglich gewesen, durch genau die gleichen oder ähnliche Mittel, durch die sogenannte „Feuerprobe", die Unschuld der Angeklagten beweisen zu wollen? Hielt die Haut des Angeklagten dem glühenden Metall nicht stand, dann galt er ohne weiteres für überführt; ging dagegen die Feuerprobe vorüber, ohne die geringsten Hautbeschädigungen zu hinterlassen, dann war der Angeklagte nach mittelalterlicher Rechtsauffassung schuldlos. Wie manchmal wohl mag von Leuten, die mit dem physikalischen Geheimnis vertraut waren, schlauerweise das Urteil zu ihren Gunsten zurechtgebogen worden sein, wie mancheiner mag, weil er in die Tricks eingeweiht war, „gerechtfertigt" aus dem Feuerprobeverfahren hervorgegangen sein, trotzdem er Schlimmes auf dem Kerbholz hatte.

Wer Gelegenheit hat, einmal einer Bleihütte einen Besuch abzustatten, darf sich ruhig den Spaß machen, ein Markstück in das flüssige Metall zu werfen und auf den Endeffekt zu lauern. Ihr denkt wohl, daß das Geldstück sich in dem brodelnden Kessel in Wohlgefallen auflöst? O, kein Gedanke! Soweit könnte es schon deshalb nicht kommen, weil auch die Bleihüttenarbeiter sich höllisch freuen, wenn jemand ein Trinkgeld „springen" läßt. Der Arbeiter wird, sobald das Geldstück in den Kessel fliegt, nicht lange fackeln und mit „Todesverachtung" die Münze mit der blanken Hand herausholen. Der Bleihüttenarbeiter könnte schlimmstenfalls nur dann zögern, wenn die Höhe des Trinkgeldes das Experiment erst gar nicht lohnt. Eine Mark ist also wohl das Mindeste. Wer aber gar einen Taler in die zischende „Sparbüchse" wirft, wird besonders hoch in Achtung stehen.

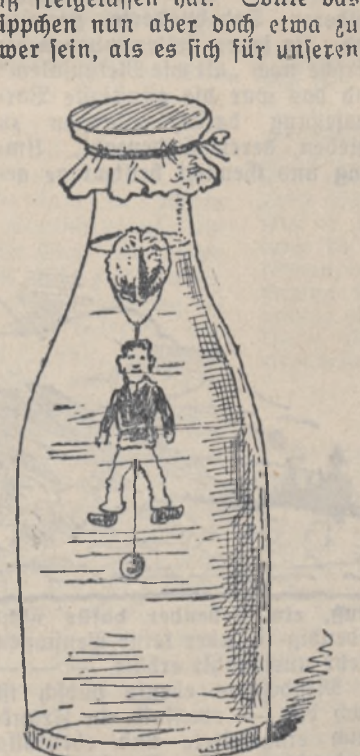
Worauf nun beruht das physikalische Geheimnis? Warum kann der Bleihüttenarbeiter so unbesorgt in das flüssige Metall fassen, ohne sich zu verletzen? Zunächst muß man wissen, daß von der menschlichen Haut im Zeitraume eines Tages ungefähr ein Kilogramm Flüssigkeit ausgeschieden wird. In dieser natürlichen Ausdünstung, die ununterbrochen von den Poren vorgenommen wird, steckt des Rätsels Lösung. Menschen mit unbehinderter Ausdünstung ist das Eintauchen der Hand in geschmolzenes Metall deshalb ungefährlich, weil die Ausdunstungsflüssigkeit die Hand, fast zu sagen wie ein Handschuh, überzieht, so daß in Wirklichkeit eine unmittelbare Berührung der Handfläche mit dem geschmolzenen Metall unterbleibt. Wollte man hingegen rotglühendes Eisen berühren, dann käme man mit diesem physikalischen Vorgang nicht aus, da in diesem Falle die Ausdünstungsflüssigkeit im Nu verdunsten würde. Die Folge davon wäre tatsächlich eine direkte Berührung der Haut mit dem Eisen. Es entstünden also sofort schwere Brandwunden. Voraussetzung für die Unschädlichkeit solcher Experimente bleibt stets, daß die Kügelchen der Ausdünstungsflüssigkeit nicht verdunsten, also ihrem Volumen nach erhalten bleiben.



Der kartesianische Taucher

Ein auf Jahrmärkten noch immer viel vertretenes Spielzeug ist der sogenannte kartesianische Taucher, eine niedliche, kleine Figur, die in einem wassergefüllten Behälter auf Kommando auf- und absteigt.

Den kartesianischen Taucher kann man sich mühelos auch selber herstellen und zwar verfährt man wie folgt: Eine Flasche wird bis wenige Zentimeter an den Rand mit Wasser gefüllt. Sodann fügt man mit Siegellack die beiden leeren Schalen einer Nuß aneinander. Es muß jedoch an dem oberen Ende, wo die Spitzen zusammenstoßen, eine kleine Oeffnung bleiben, damit später Wasser ungehindert in die Nußschalen ein- und auslaufen kann. Wie unsere Abbildung zeigt, wird nun das Porzellanpüppchen, das jedoch nicht zu schwer sein darf, mit den Nußschalen durch einen dünnen Faden verbunden und zwar sollen die Enden des Fadens bis zu der kleinen Oeffnung laufen, die man am oberen Ende der Nuß freigelassen hat. Sollte das Püppchen nun aber doch etwa zu schwer sein, als es sich für unseren Zweck eignet, so daß in diesem Falle also die Nuß samt dem Taucher im Wasser untersinken würde, dann kann man sich dadurch helfen, daß man zwischen Puppe und Nuß einige Korkscheibchen — unter Umständen auch nur ein einziges Korkscheibchen — einfügt. Dadurch wird dann der erforderliche Ausgleich hergestellt.



Nunmehr ist weiter nichts mehr nötig, als den Flaschenhals mit Hilfe eines Stück Gummis — jeder alte Gummiball kann das Material dafür hergeben — verschließt. Sobald man nun auf die Gummiplatte drückt, werden im Innern der Flasche einige Wassertröpfchen in die Nußöffnung hineingedrängt, da eben infolge des Druckes auf die Gummiplatte die Luft in der Flasche zusammengepreßt wird. Mit dem Eindringen der Wassertröpfchen in die Nuß wird der Taucher zu sinken beginnen, während er sogleich wieder hochsteigt, sobald man den Finger von der Gummiplatte zurückzieht.

Der Heronsball

Eine niedliche, kleine Fontäne, die viel Freude macht und schon durch die Ehrwürdigkeit ihrer Erfindung großes Interesse für sich beanspruchen darf, ist der Heronsball, so benannt nach ihrem Erfinder Hero, der bereits um das Jahr 200 v. Chr. gelebt hat. Als Schüler des Alexandriners Ktesibius, des Verfertigers wertvoller Wasseruhren, hat sich auch Hero auf vielen wesensverwandten Gebieten versucht. Der Heronsball jedenfalls war eine seiner erfolgreichsten Ideen. Aus der bildlichen Darstellung ergibt sich die Bauart ganz von selber. Um den Heronsball in Betrieb zu setzen, verfährt man wie folgt: Zunächst muß die Glasröhre, die man durch den Korken hindurchgesteckt hat, gründlich gesäubert sein. Auch noch so kleine Schmutzteilchen könnten hinderlich werden. Sodann bläst man möglichst stark in die Röhre hinein. Dadurch wird bewirkt, daß Blasen durch das Wasser aufsteigen. Zieht man nun den Mund zurück, dann schießt ein feiner, je nach der Füllung aber auch stärkerer Wasserstrahl empor. Nach einem ähnlichen Prinzip läßt sich auch der Heronsbrunnen bauen. Allerdings ist hier die Konstruktion, — allein schon deshalb, weil hierzu drei Flaschen verwandt werden müssen —, erheblich schwieriger. Immerhin unterscheidet sich der Heronsbrunnen vom Heronsball vorteilhaft dadurch, daß die Wirkung eine größere ist. Dies hängt vornehmlich damit zusammen, daß das Einschüttungsgefäß um ein gutes Stück unter dem Gipfel der Wassergarbe liegt.



Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

*Roman von **Ernst Klein***

(Schluß.)

„Nun, Herr Kommissar, sind Sie jetzt zufrieden?“ hub Thann nach langer Pause wieder an. „Wissen Sie: Wenn ich mich schon nicht in Sicherheit bringen konnte, dann freut's mich wenigstens, daß niemand anders das Geld kriegt — vor allen Dingen keiner, der uns verkauft, verrät. Verstehen Sie? Das ist immer so Blutgeld, das stinkt — —“

Fechner nickte. Vergebens bemühte sich Paul, aus seinem Gesicht seine Gedanken zu erkennen. Er selbst wußte nicht, was tun. Sollte er Thann Lügen strafen? Jetzt, in dieser Minute, sich vor die Brust schlagen und schreien: ‚Ich bin der Dieb!‘ Jetzt — wo der Weg ins Freie sich zeigte, den er erhofft hatte?

„Nun, Herr Warberg,“ hörte er Fechner sprechen, „was sagen Sie zu dieser Aussage? Sind Sie nicht ebenso überrascht wie ich?“

Drohung? Spott? Paul antwortete ihm nicht direkt, sondern wandte sich Robert zu. „Du wirst wohl schon wissen, was du gesagt hast, nicht wahr?“

„Ob ich das weiß! Ich wollte, ich könnte anderes sagen. Will mich absolut nicht besser machen, als Helden hinstellen; aber ich hab' keine andere Wahl und will Ihnen doch auch Arbeit ersparen. Die hunderttausend Mark gehören ja jetzt Ihnen!“

Fechner schüttelte den Kopf. „Da haben Sie wohl keine ganz richtige Vorstellung, Thann. Ich mache kein Geheimnis daraus, daß ich sehr gute Verwendung für das Geld hätte; aber leider werde ich es nicht beanspruchen können.“

Thann ruckte auf. Mit Stöhnen fiel er wieder zurück. „Es geht nicht! Unten ist ja schon alles tot ... Was sagen Sie? Das Geld gebühre nicht Ihnen? Wem denn? Warten Sie vielleicht darauf, daß irgend so ein Kerl — —“ Er fing rechtzeitig den warnenden Blick Pauls auf. „Egal! Machen Sie damit, was Sie wollen! Ich habe Ihnen die Perlen abgeliefert; ich habe zugestanden, daß ich die Tat verübt habe. Was wollen Sie noch?“

Fechner ließ, mit der Erlaubnis des Arztes, einen Gerichtsstenographen kommen, und Thann mußte seine Aussage noch einmal wiederholen. Sie wurde von ihm unterschrieben, von dem Chefarzt und seinem Assistenzarzt als Zeugen gegengezeichnet. Fechner fuhr nach Berlin zurück. Paul blieb an dem Bett des Sterbenden. Sie waren allein.

„Ich habe dir angesehen,“ sagte Thann, „daß es dir nicht recht ist, wenn ich mich als den großen Mann hinstelle. Laß mich doch! Sie werden schöne Nekrologe über mich schreiben: Der ‚Voleur Phantôme‘ endlich gestellt! — Ich hatte die Absicht, von London aus die Perlen zurückzuschicken. Ich schwöre dir, Paul: Ich wollte dich ebensowenig sitzenlassen, wie ich den gottverfluchten Brief geschrieben habe! Nicht wahr, du glaubst mir, Paul? So ist's gut! Mir scheint, du hast Tränen in den Augen? Ich wollte den ganzen Roman, den ich Fechner jetzt mitgegeben habe, schön dramatisch stilisiert, von London aus schreiben. Schade — schade!“

Er lag eine Zeitlang still, in sich gekehrt. Dann lachte er kichernd vor sich hin. „Das ist doch ein Hauptspaß, mein Junge! Man hält sie zum Schluß noch zum Narren! Und du hast deine Frau, deinen Buben . . .“ Er machte eine lange Pause. „Und deine Mutter! — Wir haben das Geschäft liquidiert. Ich trage halt die Kosten. Und das von Rechts wegen; denn ich habe am wenigsten dabei mitgearbeitet. Sie hat es ja nicht anders gewollt, Paul . . . Ich war ein armseliges Tier — aber ich habe sie geliebt . . .“

Langsam schleppten sich die Stunden des Nachmittags hin. Paul wich nicht von dem Bette Thanns. Der rauchte, ließ sich sogar ein Stückchen gebratenes Fleisch schmecken, trank ein halbes Glas Wein dazu.

„Henkersmahlzeit, nicht wahr? Na — eigentlich . . .“ Plötzliches Frösteln lief durch seinen Körper. „Schauderhaft, wenn man bedenkt: Morgen bin ich nicht mehr da . . . Ich kann ja schließlich überhaupt nichts für all das, Paul! War in meiner Art doch ein ganz anständiger Kerl. Gewiß: Ich habe einen Spielsalon gehabt. Aber dort ging alles ehrlich zu. Ich habe nie einen betrogen — — bis sie gekommen ist. Warum? Es ist doch eine Ungerechtigkeit, daß einer so ganz aus der Bahn geschleudert wird und zum Schluß gegen einen Baum fährt?“

Er schloß die Augen, wie wenn er über dieses Problem nachdenken wollte. „Und ich sage dir: Sie stand da plötzlich mitten auf dem Weg — sie ließ mich nicht vorbei!“

Um Mitternacht starb er.

XVII.

Fechner kam nach Berlin und erstattete seinem Chef Bericht.

„Also, der Fall ist erledigt?“ meinte dieser.

Ein Achselzucken des Kommissars. „Ich sehe keine Möglichkeit —,“ begann er, unterbrach sich aber, als ihm sein Vorgesetzter einen Brief hinhielt. „Schon wieder der Herr Anonymus, der die hunderttausend Mark haben will?“

„Lesen Sie, Fechner!“

„Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß Paul Warberg, als des Mordes an der Schauspielerin Eyrand verdächtig, verhaftet sein soll. Ob er den Mord begangen hat, weiß ich nicht. Jedoch weiß ich ganz genau, daß er die Natterschen Perlen geraubt hat. Man muß schon energischer verfahren, um die Wahrheit festzustellen. — Der aufmerksame Beobachter.“

Wieder war, als Erkennungszeichen, die eine Ecke des Papiers abgeschnitten. Dieses Mal eine andere Maschinenschrift. Auch anderes Papier.

„Tut mir leid, daß der Briefschreiber um seine Hoffnungen kommt!“ sagte Fechner lächelnd.

„Nun — ich gratuliere Ihnen jedenfalls zu den hunderttausend Mark!“

Fechner schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen Anspruch auf das Geld. Der Versicherungsgesellschaft werden wir es auf jeden Fall abknöpfen; aber der Herr Präsident soll dann entscheiden, was damit geschehen soll.“

Dabei blieb er. — —

Paul hielt Irene im Arm. „Er ist wie ein Held gestorben, und ich habe dabeigestanden wie ein Feigling!“

Sie küßte ihm die Tränen von den Wangen. „Ich verstehe dich, Paul. Aber wir sind doch da! Und das Gesetz? Gerechtigkeit? Ich bin eine Frau — ich kenne nur e i n e Art der Gerechtigkeit!“

Er fügte sich. „Wir werden fortgehen von hier, Irene. Wir alle zusammen.“

„Wohin du willst. Ans Ende der Welt!“

Dann fuhr er in sein Geschäft Unter den Linden und rief von dort Fechner an. „Er ist heute nacht gestorben. Vorher hat er noch ein Testament gemacht, in dem er mich zu seinem Erben ernennt. Ich möchte gern mit Ihnen darüber sprechen, Herr Kommissar. Wann kann ich Sie sehen?“

„Ich komme zu Ihnen ins Geschäft. Paßt Ihnen das?“

Sie saßen einander dann in Pauls kleinem Büro gegenüber, und der Kommissar las das Testament, das, ebenso wie die Aussage Thanns, von den beiden Aerzten als Zeugen unterschrieben war.

„Ich vermache alles, was ich besitze, meinem Freunde Paul Warberg!“ Fertig! Vollkommen rechtsgültig. Paul Warberg wurde mit dieser einen Zeile alleiniger Erbe von Thanns gesamtem Vermögen, das, wie dieser selbst Paul mitgeteilt hatte, aus Wertpapieren, englischen und deutschen Industrieaktien, bestand, die sämtlich in den Tresoren einer Londoner Bank untergebracht waren.

„Sicher ein hübsches Stück Geld!“ meinte der Kommissar. „Was wollen Sie damit machen?“

„Ich bin mir noch nicht ganz klar,“ erwiderte Paul. „Auf jeden Fall hielt ich es für meine Pflicht, Sie davon zu verständigen.“

„Der Mann hat sehr an Ihnen gehangen,“ sagte Fechner dann. „Es tut mir fast leid, daß er daran glauben mußte. Die Frau scheint wirklich einen dämonischen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben.“

„Ja. Und er war nicht der einzige. Lilly Eyrand hat so manchen Mann auf dem Gewissen!“

„Nun — ich will nicht indiskret sein; aber Sie haben sich ja noch rechtzeitig aufs andere Ufer gerettet. Sie scheinen keiner von denen gewesen zu sein, die Lilly Eyrand zu verderben vermochte . . .“

Paul antwortete nicht; sein Blick hing an den Schleierschwänzen in dem Aquarium. „Ich werde für längere Zeit verreisen,“ sprach er schließlich. „Einerseits ist mein Name in der letzten Zeit viel mehr in der Oeffentlichkeit genannt worden, als mir lieb ist. Und dann — meine Frau, ich selbst, wir wollen aus dieser Atmosphäre heraus; irgendwohin, wo's ruhig ist, still — —“

„Das kann ich begreifen, Herr Warberg.“ Fechner hielt ihm die Hand zum Abschied hin; doch ehe Paul sie ergreifen konnte, zog er sie wieder zurück. „Da fällt mir ein: Ich wollte Sie doch noch etwas fragen. Die Affäre der Natters-Perlen ist ja, soweit wir in Betracht kommen, erledigt. Aber interessieren würde mich doch, ob Sie nicht irgendwo einen geheimen Feind haben, der Sie unbedingt ins Malheur reißen will.“ Er erzählte ihm von dem ersten Brief und zeigte ihm den zweiten.

Paul brachte es fertig, das Schriftstück zu lesen, ohne sich irgendwie zu verraten. Sein Gesicht blieb kühl, ausdruckslos. „Ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte. Ich nehme an, Sie haben sich bereits bei Herrn Doktor Leffler erkundigt?“

„Um die Wahrheit zu sagen: ja, Herr Warberg. Herr Doktor Leffler hat sich bereit erklärt, jederzeit zu beschwören, daß Ihre Verwundung von einem Autounfall, nicht von einem Schuß herrühre.“

„Wollen Sie die Wunde selbst sehen?“

Einen Moment lang blieb es still in dem kleinen Zimmer. Die Blicke der beiden Männer tauchten ineinander. Langsam begann Paul, die Weste aufzuknöpfen.

Fechner hob die Hand. „Die Sache ist ja erledigt, Herr Warberg! Herr von Natters bekommt seine Perlen zurück — die Schlechten sind bestraft, schwer bestraft! Was will die Gerechtigkeit mehr? Und was diesen Briefschreiber da anbetrifft . . .“ Das Papier flatterte auf Pauls Schreibtisch. „Wir haben kein Interesse mehr an ihm!“ — —

Am Nachmittag fuhr Paul zu seinem Schwager hinaus. Er hatte Irene nichts von dem Brief gesagt. Wozu? Allein wollte er in dieser Sache rechten.

„Hast du diesen Brief geschrieben?“ fragte er den jungen Arzt, als der ihm mit gesenktem Kopf gegenüberstand. „Diesen und auch den ersten? Du allein hast wissen können, welcher Art meine Verwundung ist. Ja oder nein? Hast du ihn geschrieben?“

Georg Lefflers Gesicht wurde blutleer. Aus großen, angsterfüllten Augen starrte er den Schwager an. „Wie kommst du zu dem Brief?“ stotterte er. Er kam langsam um den Tisch herum.

Leffler wich zurück, stieß ans Telephon. Das fiel klirrend herunter. „Ich wollte das Geld — —“

Paul hatte ihn am Rockkragen, schüttelte ihn. „Das ist der Dank! Und deine Schwester — an die hast du nicht gedacht?“

Die Tür zum Nebenzimmer wurde aufgerissen. Eine kleine Frauengestalt flog herein, warf sich auf Paul, riß ihn zurück . . . Magda. Ihr Puppengesicht verzerrt — kein Engelsköpfchen mehr; der Kopf einer Megäre. „Ich — ich habe diese Briefe geschrieben! Und ich werde dafür sorgen, daß du dorthin kommst, wohin du gehörst!“

Paul trat von Leffler zurück. „Also doch du!“ sagte er. „Dein Mann hat sich opfern wollen für dich —! Ist das der Dank?“

„Der Dank wofür? Daß du mich zum Narren gehalten hast? Daß du mich zwangst, einen Mann zu heiraten . . .“ Sie brach zusammen. Ihr Schreien wurde zu gellendem Kreischen.

Sie schlug mit den Fäusten nach ihm. „Ich hasse dich!“ schrie sie dabei zu Paul hinüber. „Ich hasse dich! Dich und deine Frau!“

Paul erinnerte sich an das Wort Lillys: ‚In der Frau steckt etwas —.‘ Entsetzt starrte er in den Abgrund einer Seele. Er suchte nach einem Wort des Abgangs. Fand nichts als eine kleine Stichelei. „Auf

jeden Fall bekommst du die hunderttausend Mark nicht! Thann hat die Perlen gehabt und sie, bevor er starb, der Polizei zurückgegeben. Das wollte ich dir sagen. Alles andere kann dein Mann mit dir abmachen!"

„Das Geld?" schrie sie. „Ich brauche es nicht! Dich wollte ich umbringen, dich —! Dein Zuckertäubchen — dein Weib!"

XVIII.

„An Bord der ‚Kap Arkona', 12. Dezember.

Sehr geehrter Herr Kommissar!

Inliegend finden Sie alle Vollmachten, auf Grund deren Sie bei meiner Bank in Berlin die Summe von 4 468 000 Mark erheben können, die ich dort aus dem Erlös des Nachlasses Robert Thanns eingezahlt habe. Ich übergebe Ihnen diesen Betrag zu treuen Händen, um damit das Unrecht wiedergutzumachen, das durch den ‚Voleur Phantôme' in der Welt begangen wurde.

Ich kehre nicht mehr nach Berlin zurück. Ich habe mein Geschäft verkauft, was Sie ja wohl bald erfahren werden, und befinde mich mit meiner ganzen Familie — meiner Frau, meiner Mutter und meinem Kind — auf dem Wege zu einer neuen Heimat.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon längst südlich des Aequators, fern von all dem Unheil der letzten Wochen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu danken. Weitere Worte brauchen wohl zwischen uns nicht gesprochen zu werden.

Immer der Ihrige

Paul Warberg."

Fechner zeigte ordnungsgemäß diesen Brief seinem Vorgesetzten. „Bei dieser Summe von viereinhalb Millionen ist bestimmt sein eigenes Geld dabei. Soviel ich in Erfahrung gebracht habe, besaß Thann nur so etwa an achtzig-, fünfundachtzigtausend englische Pfund."

„Also ist er selber der Mann —?"

Fechner zuckte die Achseln. „Möglich!"

„Das hätten Sie ja feststellen können! Sie hätten ihn ja bloß zu zwingen brauchen, Ihnen seine Wunde zu zeigen!"

„Ja — daran habe ich nie gedacht . . ."

„Fechner —!" sagte er lächelnd und hob in scherzhaftem Drohen den Finger.

„Was wollen Sie? Irgendwo fängt doch auch bei uns der Mensch an — nicht wahr?"

Ende.

Kleingeld

Humoreske von Peter Cramer

An Lohntagen haben die Kassierer der großen Werke meistens kein Kleingeld, so daß oft noch im letzten Augenblick Boten oder Lehrlinge ausgeschickt werden müssen.

Die Vido A.-G. brauchte vor einer Lohnzahlung Kleingeld. Der Kassierer klingelte nach einem Boten, und nach wenigen Augenblicken meldete sich Fritz, ein neu eingestellter Laufjunge. Fritz war sehr aufgeregt, bisher hatte man ihn nur im Werk selbst beschäftigt, jetzt sollte ihm offenbar zum ersten Male eine verantwortliche Tätigkeit übertragen werden.

Der Kassierer, stark in Anspruch genommen, reichte ihm einen Fünfzigmarkschein.

„Für 50 Mark Zehnpfennigstücke. Aber beeilen."

„Für 50 Mark Zehnpfennigstücke?" Fritz wurde puterrot vor Erregung. „Für 50 Mark?" wiederholte er ungläubig.

„Ja, für 50 Mark. Kannst du nicht hören! Was stehst du hier noch herum?. Du könntest schon wieder hier sein."

Fritz fegte davon.

Es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde. Fritz kam nicht wieder. Der Kassierer tobte. Er telephonierte bei der benachbarten Bankfiliale an, Fritz war dort nicht erschienen, rief die Sparkasse an, auch da hatte man den Jungen nicht gesehen. Für ihn stand es fest, daß Fritz mit dem Geld durchgebrannt war. Der Hausmeister, dem die Boten unterstehen, wurde von ihm fürchterlich angeschnauzt, wie er ihm einen so unzuverlässigen Jungen für eine Geldbesorgung schicken könne.

Als nach einer Stunde von Fritz noch immer nichts zu sehen war, blieb dem Kassierer nichts anderes übrig, als jemand anders mit einem neuen Fünfzigmarkschein loszuschicken. Dann ließ er sich beim Direktor melden, um über den unangenehmen Fall Bericht zu erstatten. Während er die Sache noch mit dem Chef besprach, der dafür war, abzuwarten und nicht sofort die Polizei auf den Jungen zu hetzen, wie der Kassierer vorschlug, klingelte das Haustelephon im Chefkabinett, und der Hausmeister meldete, Fritz sei soeben eingetroffen.

„Sofort zu mir rauf!" donnerte der Gewaltige.

Nach kurzer Zeit klopfte es zaghaft an die Tür. Der Hausmeister erschien.

„Sie sollen doch nicht kommen, ich will Fritz selbst sprechen."

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber Fritz steht draußen und wagt sich nicht zu Ihnen. Er hat eine entsetzliche Dummheit gemacht, es ist einfach fürchterlich."

„Nun reden Sie doch, Mensch. Hat er den 50-Markschein verloren oder was ist sonst los? Regen Sie mich doch nicht noch mehr auf mit Ihrer Geheimnistuerei!"

„Herr Direktor, entschuldigen Sie vielmals, aber ich kann es Ihnen nicht sagen, das muß der Junge selbst tun."

„Fritz," rief er, sich zur Tür wendend. Zaghaft trat der Botenjunge ein, die Feierlichkeit des Direktionszimmers raubte ihm den Rest der Fassung, und er begann laut zu schluchzen. Weiter als drei Schritte wagte er sich nicht vor. Aber hinter ihm schoben sich grinsend zwei weißgekleidete Männer herein, mit mehreren großen Körben bewaffnet, die sie schnaufend mitten im Zimmer niederstellten. Dann öffneten sie die Körbe, und heraus kamen lange Reihen von Kuchen, feinste Zehnpfennigstücke, die einen herrlichen Duft ausströmten.

Der Hausmeister schielte ängstlich zum Chef, der Kassierer sagte nur: „Blöde" und tippte sich an die Stirn. Der Direktor

machte zuerst kein geistreiches Gesicht, dann begann er zu lachen, und diese laute und herzliche Heiterkeit wirkte ansteckend, so daß sogar Fritz schließlich mit dem Weinen aufhörte. Er zog seine Geldtasche heraus und reichte dem Kassierer 10 Mark.

„Ich bin überall herumgelaufen," sagte er schluckend, „aber mehr als für 40 Mark Zehnpfennigstücke konnte ich so schnell nicht auftreiben."

„Fritz, scher' dich raus!" rief der Chef schließlich. „So was Dummes wie dich habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen."

Der Junge eilte erleichtert zur Tür. Er hatte zum mindestens fristlose Entlassung erwartet.

„Halt," donnerte der Direktor plötzlich hinter ihm her und erhob sich von seinem Sessel. „Hier nimm einige von deinen Zehnpfennigstücken mit. Irgend etwas müssen wir mit den Dingern ja anfangen."

Fritz durfte beide Hände aufmachen und sich mit Kuchen beladen.

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor," stammelte er völlig verwirrt über die große Güte des gestrengen Chefs, „ich konnte nichts dazu, ich wußte nicht, was der Kassierer — — —"

Der Chef strich ihm über das Haar und schob ihn aus der Tür. „Schon gut, du Schlingel, ich will Gnade für Recht ergehen lassen und nichts weiter aus der Sache machen. Nach Arbeitsschluß kannst du dir die anderen Botenjungen mitbringen und noch einmal einen Arm voll abholen."

Der Kassierer blickte seinen Chef mißbilligend an. Als die Konditorboten und der Hausmeister herausgegangen waren, meinte er vorwurfsvoll:

„So leicht, Herr Direktor, hätte ich es dem Fritz aber doch nicht gemacht. Der Junge denkt womöglich jetzt noch, er hat eine Heldentat vollbracht, und schließlich hat er sich doch einfach unmöglich benommen. Ich muß sagen, eine solche Dummheit ist mir während meiner mehr als dreißigjährigen Praxis noch nicht vorgekommen."

Der Direktor lächelte.

„Ich will Ihnen mal was sagen. Fritz hätte sicherlich eher eine tüchtige Ohrfeige verdient als die Kuchen für seine Saudummheit. Aber die Sache erinnert mich an meine Jugend, als ich ein kleiner Lehrling in Hamburg war. Da habe ich mir nämlich etwas Aehnliches geleistet, nur kam es nicht ganz so weit. Ich war erst einige Tage beschäftigt und furchtbar schüchtern. Ich hatte von Tuten und Blasen nicht die geringste Ahnung, war von meinen Eltern verzogen worden und mit der Außenwelt kaum in Berührung gekommen. Da wurde ich zu dem ehrwürdigen Seniorchef berufen, einen Freund meines Großvaters.

„Hier hol mal die 100 Pfund," sagte er und reichte mir einen Schein.

Ich verstand ihn nicht. „Hundert Pfund?" wiederholte ich.

„Ja, hundert Pfund," sagte der Chef, „ist das so schwer zu verstehen. Auf den Schein da."

„Du meinst wohl, du mußt eine Karre mitnehmen, um die hundert Pfund zu holen, he!" rief er lachend, indem er mich leicht auf die Backe schlug. „Weißt du denn nicht, was bei uns hundert Pfund sind?"

Ich hatte keine Ahnung und begann ebenso wie der Junge eben zu heulen. Der alte Herr brauchte längere Zeit, um seine unbändige Heiterkeit niederzuringen, dann gebot er mir, einen Stuhl zu holen, mich neben ihn zu setzen, und nun mußte ich einen ellenlangen Vortrag über die verschiedenen Währungen und die Grundlagen des Zahlungsverkehrs über mich ergehen lassen, so daß mir der Schädel brummte. Immerhin wußte ich, was der Bankier unter einem Pfund versteht."

„Sehen Sie, jetzt werden Sie vielleicht verstehen, warum ich dem Jungen eben nichts sagen konnte. Ich fühlte mich in meine eigene Jugend zurückversetzt und dachte daran, wie namenlos unglücklich ich damals war. Außerdem, ist es nicht in gewisser Hinsicht rührend, daß in unserer Zeit, die doch von der Zeit unserer Jugend so grundverschieden ist, sich soviel Einfalt noch bewahrt hat?"



AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Kampf dem Drahtwurm!

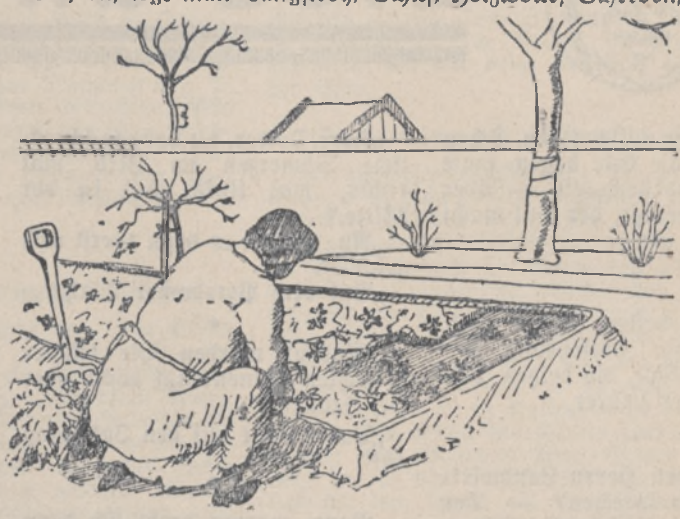
Die durch ihre langgestreckte, drehrunde Körperform und ihre panzerartig feste Haut gekennzeichneten Drahtwürmer sind Larven der Schnellkäfer. Sie machen viel Schaden durch Abnagen der Getreidekeimlinge, der Wiesengräser und durch Benagen und Ausbohren von Kartoffelknollen und Rüben. Im Garten beißen sie besonders die Salatwurzel durch und fressen die Möhren an. Man erkennt ihr Auftreten am Welken und Vergilben beieinanderstehender Getreidekeimlinge und Salatpflanzen, die sich, da die Wurzel durchfressen ist, leicht aus dem Boden ziehen lassen. Gefährdet ist besonders Getreide, das auf ungebrochenem Grünland bestellt wurde. Die Bekämpfung der Drahtwürmer kann unmittelbar erfolgen, indem man Köder aus Kartoffeln oder Möhren in Abständen von zwei Metern und in einer Reihenentfernung von vier bis fünf Metern einige Zentimeter tief in die Erde legt, und in Zwischenräumen von einigen Tagen unter Vernichtung von Larven wieder aufnimmt. Auf frisch umgebrochenes Land kann man auch Junggeflügel treiben, das die Drahtwürmer sammelt. Sehr wirksam sind neben gründlicher Durcharbeitung des Bodens und der Schonung der Maulwürfe das Ausstreuen von starken Kaligaben oder Kalk; auch schwefelsaures Kalium und Chlorkalium vertreibt die Drahtwürmer ebenso wie Kainit und 40er Kalidüngesalz. Kainit treibt die Larven infolge seiner Aetzwirkung in die Tiefe. Er wird in starken Gaben (4 bis 6 Doppelzentner je Hektar), am besten in gemahlener Form (Staubkainit) gegeben und auf guten Böden zugunsten der Düngerwirkung nach Möglichkeit im Herbst untergebracht. Auf leichten Böden



kann Kainit auch im Frühjahr einige Wochen vor der Saat gereicht werden. Getreide und Zuckerrüben vertragen diesen Dünger in geringerer Menge (ein- bis zweimal bis drei Doppelzentner je Hektar) selbst noch bei Sichtbarwerden des Drahtwurmschadens. Er wird dann mit dem Reihendüngerstreuer gegeben und anschließend untergehakt. Die Aetzwirkung kann bei Ausbleiben von Regen durch künstliches Bewässern (Gießen, Hederichspritze), beschleunigt werden. Kali 40prozentig steht dem Kainit in der Wirkung auf den Drahtwurm kaum nach und kann ihn daher auf schweren Böden zur Vermeidung von Verkrustung ersetzen.

Dungdecke für Erdbeeren

Eine der wichtigsten Maßnahmen in der Erdbeerkultur ist das Aufbringen einer Decke gut verrotteten Düngers. Sie wird dreimal im Jahre erneuert: im Frühjahr, nach der Ernte und im Herbst. Der niedergehende Regen laugt sie allmählich aus und führt den Wurzeln ständig Nährstoffe zu. Der Boden bleibt ständig feucht und frisch, der kahle Stamm alter Erdbeerbüsche wird geschützt gegen Trockenheit und Frost. Natürlich müssen die Blätter frei bleiben vom Dünger, sonst würden sie faulen. Die Düngerdecke hält auch das Unkraut nieder. Um die Früchte vor dem Verschmutzen zu bewahren, legt man Langstroh, Schilf, Holzwolle, Scherben,



Schieferstücke oder dergleichen unter. Die Dungdecke kann durch Torfmull ersetzt werden. Es ist auch zweckmäßig, die Erdbeerbeete, wie alle Beete, mit einem erhöhten Rand zu versehen, damit bei durchdringendem Gießen das Wasser auf dem Beet bleibt und nicht in die Wege läuft.

Von Junggänsen und -enten

Die jungen Gänse und Enten sind derbe und sehr schnell selbständig werdende Tierchen, welche sich bald nach ihrem Ausschlüpfen auf dem Wasser am wohlsten fühlen und sich wenig um unsere Fürsorge kümmern, die wir ihnen trotzdem morgens und abends zuteil werden lassen. Je größere Wasserflächen (am besten See, Teiche, Tümpel) zu Gebote stehen, desto besser. Man kann wohl auch Wassergeflügel aufziehen, indem man ihnen einen Wassertrog usw. hinstellt, sie in einen Graben läßt, aber es gedeiht doch nicht so, wie bei größeren Wasserflächen. Ein anderer Vorteil bei der Aufzucht besteht darin, daß das Wassergeflügel, in erster Linie die Gänse, meist von grüner, pflanzlicher Nahrung leben und auf Körnerfutter weniger angewiesen sind, wenn wir bei der späteren Mast auch Körner geben müssen.

Die Gans fängt schon im Winter einen Tag um den anderen zu legen an und legt ca. 12 Eier, die sie dann ausbrüten will. Nimmt man die Eier aber fort, so legt sie weiter bis 40 Stück. Die Brutzeit dauert 28 bis 30 Tage. Die ausgekrochenen Jungen müssen während der ersten zwei Tage an einem warmen Orte gehalten und vor Regen geschützt werden. Ihr erstes Futter sei gehacktes Ei mit allerhand Grünzeug, Hackfrüchten, Quark, Weizenkleie usw. gemengt, späterhin auch dicke Milch, Hafer, Erbsen, Mais. Am billigsten ernähren sich die Gänse auf der Weide. Als Mastfutter dienen Hackfrüchte, Hafer, Gerste, Mais. Junge Gänse sollen im ersten Jahre nicht gerupft werden, ältere kann man während des Sommers zweimal rupfen. Die beliebtesten Gänsearten sind die pommerschen Gänse, welche ausgemästet oft über 12 Kilogramm wiegen.

Oft, sobald die kleinen Enten aus dem Ei gekrochen, und besonders dann, wenn es dann noch feucht und kalt ist, im März oder April, befinden sich die Tierchen in einer Art von Betäubung und sind unfähig, Nahrung zu sich zu nehmen. Da es nur sehr schwer ist, sie künstlich zu erwärmen, kommen sie bald vor Frost, Ermattung und Krämpfen um. Ein ebenso außerordentlich gutes, wie einfaches Mittel hiergegen ist, daß man den kleinen Enten, sobald sie nur aus dem Ei gekrochen sind, ein rundes Pfefferkorn eingibt. Von hundert jungen Enten stirbt kaum eine.

Merkworte

Neu gepflanzte Buschrosen werden angehäufelt und Hochstämme niedergebogen und mit Erde abgedeckt oder mit Moos eingebunden, um die Rinde vor dem Eintrocknen zu schützen, solange die beim Umpflanzen verlorengegangenen Wurzeln noch nicht nachgewachsen sind.

Die schwachen Bienenvölker werden mit anderen vereinigt; die Bienen des Schwächlings werden vorher mit warmer Honiglösung übersprüht, um ihren fremden Stockgeruch zu überdecken.

Die Brutnester der scheuen Enten müssen im Halbdunkel angelegt werden.



Lies und Lach'!



Ich muß Sie aufschreiben. Schon als Sie um die Ecke bogen, sagte ich mir: mindestens 45. — Aber Herr Wachtmeister, der Hut macht mich bloß so alt.

•

Hunde, die bellen, beißen nicht, wie heißt die Umkehrung des Satzes? — Flöhe, die beißen, bellen nicht, Herr Lehrer.

•

Kann ich den Herrn Landwirtschaftsminister sprechen? — Der Herr Minister ist sehr beschäftigt, ist es denn so dringend? — Ja, ich habe auf dem Balkon Radieschen gesät, und die kommen gar nicht.

•

„Herr Doktor, ich habe so schreckliche Schmerzen im Leib, mal rechts, mal links, mal in der Mitte."

„Na, wo hat es denn zuerst weh getan?"

„Auf dem Potsdamer Platz."

•

„Worauf würden Sie leichter verzichten können: auf Wein oder auf Frauen?"

„Das kommt auf den Jahrgang an!"

•

„Papa, warum dreht sich denn die Erde immerfort?"

„Du verdammter Bengel, bist du schon wieder an die Portwein-Flasche gegangen?"

•

„Wie alt bist du jetzt?" fragt Onkel Alfred.

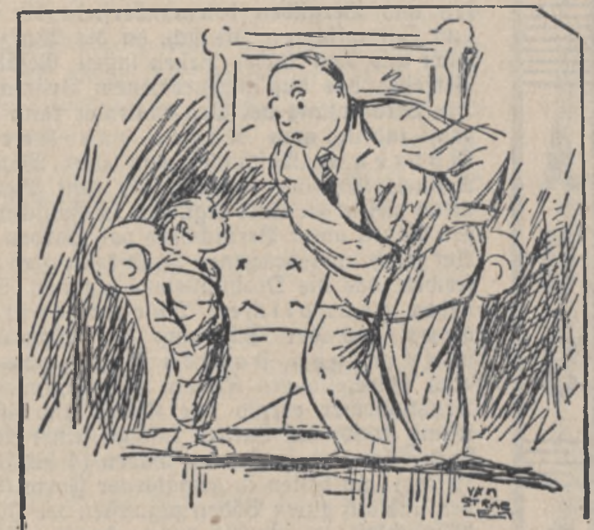
„Elf Jahre!" sagt Anneliese.

„Donnerwetter", wundert sich Onkel Alfred, „so alt schon? Ich hätte dich für viel, viel jünger gehalten!"

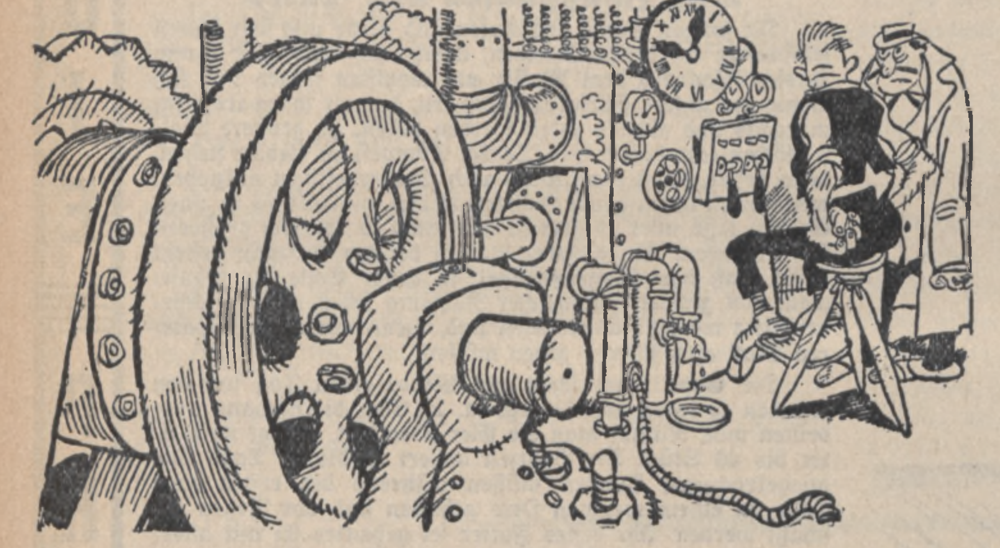
„Mutti!" ruft die Anneliese und läuft zur Tür, „Onkel Alfred macht mir fortwährend Komplimente!"

(Schweizer Ill.)

•



»Du hast Nüsse aus der Speisekammer geklaut? Sage mir die Wahrheit, und ich werde Dich nicht ausschelten!«
»Ja, Papa.«
»Und womit hast Du die Nüsse aufgeknackt?«
»Mit Deiner goldenen Uhr, Papa ...«



Der Erfinder
»Ist das eine neue Dynamomaschine, die Sie da erfunden haben?«
»Nein, das ist eine Uhr mit Gasbetrieb.«

„Ich höre, du erzählst unter unseren Bekannten, ich wäre so alt, daß ich deine Mutter sein könnte?"

„Wie lächerlich! Ich habe nur gesagt, ich bin so jung, daß ich deine Tochter sein könnte!"

(Answers)

„Na, wie geht's Geschäft?" wurde der Herr Bankdirektor gefragt.

„Jämmerlich, jeden Tag setze ich Geld zu."

„Wessen?"

•

Gib mir doch zehn Pfennig für einen alten Mann. — Hier, mein Junge, weil du so ein gutes Herz hast. — Ja, und er verkauft so feine Eiswaffeln.

•

Der Winter war diesmal recht hart für mich. — Wieso, Frau Nachbarin? — Immer hin und her zwischen Mann und Ofen, das ist keine Kleinigkeit. Kümmerte ich mich um den einen, ging der andere aus.

•

Der Virtuose betrat das Künstlerzimmer.

Der Saaldiener öffnete weit die Tür.

„Wie ist mein Konzert besucht?" fragte der Virtuose stolz.

Der Diener lächelte:

„Bis jetzt können Sie noch jedem leicht einen Gegenbesuch machen." J. H. R.

•

„Er drang in das brennende Haus ein, um seine Schwiegermutter zu retten!"

„Ich begreife, bei solchen Gelegenheiten verliert man zu leicht den Kopf!" (Tidens Tegn)

•

Franzl sitzt neben seiner Mutter in der Oper. Während der großen Arie der Primadonna fragt er, auf den Kapellmeister deutend:

„Mutti, warum droht denn der Mann immerzu mit dem Stab?"

„Sei still, er droht ja nicht!"

„Aber warum schreit dann die Frau immer so?" flüstert Franzl erregt und zeigt auf die Sängerin.

(Muskete)

•

Ein Mann wartet vor der besetzten Telephonzelle. Und wartet und wartet. Schließlich wird es ihm zu dumm, er reißt die Tür auf und brüllt hinein:

„Was machen Sie denn eigentlich da? Seit drei Viertelstunden haben Sie den Telephonhörer in der Hand und reden keinen Ton."

„Wat dann — wat dann?" schallt es da zurück, „was wollen Se denn, ich unterhalte mich mit meiner Frau!"

„Herr Gumpert", begann der schüchterne junge Mann, „kann ich... würden Sie mir... ich möchte gern..."

Herr Gumpert fiel ihm ins Wort: „Also ja, Sie können sie haben!"

„Wie denn, wirklich?" stammelte bestürzt der Jüngling.

„Na ja, meine Tochter, Sie wollen sie doch heiraten?" sagte wohlwollend der Vater.

„Nein, Herr Gumpert, das ist ein Mißverständnis, ich wollte Sie fragen, ob Sie mir zehn Mark borgen können."

Herr Gumpert steht vom Stuhl auf, legt den Kneifer hin und entrüstet sich: „Aber erlauben Sie mal, mein Herr, ich kenne Sie ja kaum!" (Tit-Bits)

•

Lehrer: „Da bist du ja wieder, Märchen. Nun, das ist ja erfreulich. Seit wann hast du denn gefehlt?"

Max: „Seit der Regierung Friedrichs des Großen." M. Sch.

In der Schule ist Rechen-Unterricht. Die Geheimnisse des Zusammenzählens und Abziehens machen den kleinen Herrschaften genügend Schwierigkeiten.

„Nun rechne mal aus, Emil, wenn dein Vater dir drei Mark schenkt und deine Mutter auch drei Mark und dein Großvater noch mal drei Mark: wieviel hast du dann?"

„Dann habe ich zwölf Mark."

„Da hast du aber gar nicht aufgepaßt, das ist ganz falsch."

„Aber ich habe doch schon drei Mark in meiner Sparbüchse."

Ein Gelehrter wurde nachts auf dem Heimweg von einem verkommenen Individuum überfallen.

„Hände hoch! Wenn Sie sich bewegen, sind Sie tot," rief der Bandit.

„Tot, meinen Sie?" lächelte freundlich der alte Herr. „Das widerspricht ja aller Vernunft. Wenn ich mich bewege, so ist das ein Zeichen, daß ich lebe."

•

Umschau im Lande

Kattowitz

Feuer im Mädchengymnasium

Die städtische Berufsfeuerwehr wurde nach dem Mädchen-Gymnasium alarmiert, wo Feuer ausgebrochen war. Aus dem Dachgebälk stiegen dichte Rauchschwaden empor. Das Feuer griff schnell um sich und drohte das ganze Dach zu vernichten. Ein Teil des Daches wurde ein Raub der Flammen. Ferner wurde die Zimmerdecke eines im oberen Stockwerk gelegenen Klassenzimmers durch herabstürzendes Dachgebälk zertrümmert. Auch der Fußboden des Klassenzimmers ist beschädigt. Durch das rasche Eingreifen der Wehr, die mit zwei Schlauchgängen arbeitete, wurde ein noch größerer Sachschaden verhütet. An den Löscharbeiten beteiligten sich auch Mannschaften der Freiwilligen Feuerwehren aus Kattowitz und Zalenze. Nach etwa einstündiger, anstrengender Löscharbeit war die Brandgefahr behoben. In den umliegenden Straßen hatte sich eine große Menge Zuschauer eingefunden, die von einem Polizeiaufgebot abgedrängt wurde, um Störungen bei der Löscharbeit zu vermeiden. Es wird angenommen, daß das Feuer durch Funkenauswurf aus dem Schornstein hervorgerufen wurde.

Den Geliebten erstochen

In der Wohnung eines gewissen Hajduk auf der ul. Królowej Jadwigi 10 in Kattowitz kam es zwischen der Tekla Ruda und ihrem Geliebten Rudolf Zurek, die beide betrunken waren, zu Auseinandersetzungen. Im Verlaufe des Streites ergriff die Frau plötzlich ein Küchenmesser und stach es Zurek in die Brust. Dieser starb auf dem Wege ins Spital. Die Mörderin wurde festgenommen.

Ruda

Zwei Bergleute durch ausströmende Gase vergiftet

Auf der Wolfgang-Wawel-Grube in Ruda ereignete sich unter Tage ein Unglücksfall, der zwei Menschenleben forderte. Durch ausströmende Gase wurden die beiden Maschinisten Hermann Matura aus Orzegow und Julian Krejczyk aus Ruda vergiftet. Nach fünf Stunden wurden ihre Leichen geborgen. Der Maschinist aus Orzegow hinterläßt Frau und drei Kinder und Krejczyk Frau und ein Kind. Die Toten wurden in die Leichenhalle gebracht. Die Untersuchungen hat ein Delegierter des Kreisbergamtes in Königshütte aufgenommen.

Czechowitz

Großer Fabrikbrand in Czechowitz

Auf dem Dachboden der Fabriksanlage der „Polska Morawja" in Czechowitz entstand durch elektrischen Kurzschluß ein Brand, der größeren Umfang annahm und ein angrenzendes Fabrikgebäude gefährdete. Nur den vereinigten Bemühungen der einheimischen Feuerwehren und einer aus Gottschalkowitz herbeigeeilten Hilfsabteilung ist es zu danken, daß der Brand nach fünfstündiger Löscharbeit lokalisiert werden konnte, ohne daß der angrenzende Fabrikstrakt in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Feuer hat zahlreiche Maschinen vernichtet, wodurch ein Schaden von mehreren 10 000 Złoty entstand, der zum Teil durch Versicherung gedeckt ist.

Nach dem Genuß von Brennspiritus gestorben

Der 69jährige Invalide Johann Kołodziej aus Königshütte besuchte seinen früheren Arbeitskollegen Anton L. in Neuheiduka auf der Górna 6. Die beiden Alten unterhielten sich miteinander und tranken dazu einen Schnaps. Plötzlich fiel Kołodziej tot zu Boden. Der sofort herbeigerufene Arzt stellte als Todesursache den Genuß von denaturiertem Spiritus fest. Die Leiche wurde in das städtische Krankenhaus in Königshütte eingeliefert und der Staatsanwalt benachrichtigt.

Raubüberfall auf die Wohnung eines Greises

Unbekannte Täter verübten einen Raubüberfall auf das Heim des 83jährigen Zeleznik in Czechowice bei Dziedzitz. Sie drangen in die Küche, wo sie zunächst das Dienstmädchen A. Oszimska und dann den Greis bedrohten. Alle Schubladen und Fächer wurden von ihnen durchwühlt, doch fanden die Diebe kein Geld. Dafür nahmen sie zwei Flaschen Obstwein und zwei Kilogramm Schinken mit und flüchteten.

Brynow

Leichenfund im Brynower Wäldchen

Von Spaziergängern wurde an einem Baum im Brynower Wäldchen, bei Kattowitz, die Leiche eines Erhängten aufgefunden. Es handelte sich um einen etwa 50 Jahre alten Mann. Bei dem Toten, der wahrscheinlich Arbeiter ist, konnten keine Ausweispapiere gefunden werden. Nach dem ärztlichen Befund muß der Unbekannte schon längere Zeit tot gewesen sein, da die Leiche deutliche Verwesungsanzeichen aufwies. Der Tote wurde durch das Auto der Rettungsbereitschaft nach der Leichenhalle des städtischen Spitals überführt.

Lublinitz

Gräßlicher Tod eines Vierjährigen

Ein vierjähriger Junge aus Pawonkau, Kreis Lublinitz, geriet beim Spielen unter die Räder eines Zuges der Schmalspurbahn, die Holz aus dem Walde nach der Verladerampe schleppt. Er wurde überfahren, wobei das rechte Bein oberhalb des Knies zermalmt wurde. Das verunglückte Kind ist seinen Verletzungen erlegen.

Nikolai

Zwei internationale Taschendiebe festgenommen

Die Nikolaier Kriminalpolizei verhaftete den 36jährigen Friseur Wladislaus Pietrzyk aus Chorzow und den 38jährigen Kaufmann Stanislaus Siegmund aus Schoppinitz. Während des Hochamtes am Ablaßfeste begingen die Diebe in der Kirche mehrere Taschendiebstähle. Bei der polizeilichen Vernehmung stellte es sich heraus, daß es sich um zwei internationale Taschendiebe handelt. Pietrzyk verübte in Dresden, Belgien, Krakau, Czenstochau, Kattowitz und Königshütte mehrere Diebstähle und hat schon einige Gefängnisstrafen abgesessen. Siegmund beging wiederum mehrere Diebstähle in Berlin, Frankfurt a. O., Wiesbaden, Hamburg, Altona und Kattowitz und wurde im Jahre 1930 von den deutschen Behörden aus dem Reiche ausgewiesen. In Deutschland ist er bereits mit 32 Monaten Gefängnis vorbestraft. Den Dieben wurden mehrere Federmesser abgenommen, mit denen sie ihren Opfern die Taschen aufschnitten. Beide wurden in das Gerichtsgefängnis eingeliefert.

Vom Treibrade erfaßt und getötet

In der Ziegelei Heyduk in Nikolai ereianete sich ein gräßlicher Unglücksfall. Der 26jährige Maschinist Silvester Tabor aus Nikolai wollte den Transmissionsriemen, der schon des öfteren von der Maschine fiel, wieder aufziehen, als er vom Schwungrade an den Kleidern erfaßt, herumgeschleudert und zur Erde gerissen wurde. Als ihm der Monteur Joachim Tomecki beim Aufziehen des Riemens helfen wollte und sich in den Maschinenraum begab, fand er den Maschinisten unter dem Rade in einer großen Blutlache und mit zerschmetterten Gliedern liegend auf. Während der Ueberführung ins Spital verschied Tabor. Wie die Polizei festgestellt hat, trifft den Besitzer die Schuld, der den Zugang zum Rade nicht vorschriftsmäßig und nur notdürftig abgegrenzt hat. Die weitere Untersuchung leitet der Handwerksinspektor.

Nickischschacht

Ueberfallen und bewußtlos geschlagen

Der in Janow wohnende Fuchs wurde in Nickischschacht von Pillach und Janiga überfallen und schwer mißhandelt. Sie warfen dem Ueberfallenen ein Tuch über den Kopf und da sie bei ihm das erhoffte Geld nicht fanden, schlugen sie ihn bewußtlos. Die Polizei ist noch anderen Banditen, die mit beim Ueberfall waren, auf der Spur.

Gaunereien mit Silberfuchsfellen

Im Pelzgeschäft Wierunski auf der Pilsudskiego 1 in Königshütte erschienen zwei besser gekleidete Männer und ließen sich Silberfuchsfelle vorlegen. Schließlich einigten sich die Käufer auf drei Felle im Werte von 1700 Złoty. Einer der Unbekannten ersuchte den Geschäftsinhaber, die Ware nach Kattowitz zu schaffen. Wierunski war damit einverstanden und befahl seinem Kassierer, die Felle nach der bezeichneten Wohnung in Kattowitz zu bringen. Auf der ul. 3-go Maja 32 in Kattowitz wurde der Angestellte von einem der Käufer nach dem Vorzimmer der Wohnung Max Stockas gebracht. Hier hat er den Ueberbringer zu warten und ließ sich das Paket mit den Silberfuchsfellen aushändigen, um angeblich dieselben seiner Ehefrau zu zeigen. Der Kassierer, welcher fast eine halbe Stunde im Zimmer verweilte, ohne daß der Unbekannte zurückkehrte, schöpfte Verdacht und verständigte die Polizei. Die Untersuchungen ergaben, daß der Geschäftsangestellte einem raffinierten Gauner in die Hände gefallen ist. Der Gauner entkam mit den teuren Fellen durch das Fenster eines Nebenzimmers. Nach einer Beschreibung ist der eine Täter etwa 40 Jahre alt und 176 Zentimeter groß. Derselbe ist dunkelblond. Der zweite Betrüger ist etwa 25 Jahre alt und 170 Zentimeter groß. Er hat dunkles Haar. Die Polizei hat weitere Ermittelungen in dieser Angelegenheit eingeleitet. Es besteht der Verdacht, daß die Gauner das gleiche Schwindelmanöver auch in anderen Ortschaften versuchen werden.

Jeykowitz

Versuchter Selbstmord mit Spiritus

Einwohner der Gemeinde Jeykowitz stießen im Walde bei Jeykowitz auf den leblosen Körper des 47jährigen Arbeitslosen Isidor Fakalla aus Jeykowitz. F. hatte versucht, seinem Leben durch den Genuß einer größeren Menge von denaturiertem Spiritus ein Ende zu bereiten. Eine Flasche mit dem Rest von Spiritus wurde in seiner Tasche gefunden, ebenso ein Brief an seine Frau, aus dem hervorgeht, daß er wegen familiärer Zwistigkeiten aus dem Leben scheiden wollte. Er wurde mit schwachen Lebenszeichen in ein Rybniker Krankenhaus gebracht, wo er sehr schwer darniederliegt. Die Aerzte hoffen, ihn am Leben zu erhalten.

Rybnik

Fuhrwerk mit Schmuggelgut beschlaanahmt

Der Rybniker Polizei kam zu Ohren, daß in der Nähe des zur Rybniker Heil- und Pflegeanstalt gehörigen Vorwerks Josefhof bei Mielepole ein Fuhrwerk mit Schmuggelgut gesichtet wurde. Mehrere Beamte, die sich sofort nach der bezeichneten Stelle begaben, stellten auch tatsächlich ein Fuhrwerk, das bis obenauf mit Waren, die aus Deutschland geschmuggelt waren, wie Kokosmehl, Apfelsinen, Sardinen, Zigarren, Mandeln und Maggi beladen war. Einer der Schmuggler, Vinzent Glomb aus Hohenlohehütte, wurde verhaftet. Ein zweiter Schmuggler gab auf der Flucht gegen einen der ihn verfolgenden Pfleger der Anstalt mehrere Revolverschüsse ab, so daß er entkommen konnte. Er wurde jedoch kurz darauf ebenfalls festgenommen. Es handelt sich um den aus Hohenlohehütte stammenden Franz Schindler. Das Schmuggelgut, das allem Anschein nach bei Stodoll über die Grenze gebracht wurde, ist beschlagnahmt und der Rybniker Zollinspektion überwiesen worden.

Wochenschau

Wirtschaftskonferenz am 12. Juni

Roosevelt und Macdonald sind übereingekommen, den 12. Juni zum Eröffnungstag der Weltwirtschaftskonferenz zu bestimmen.

Die Verhandlungen der beiden Staatsmänner in der Währungsfrage haben zu einem Roosevelt-Macdonald-Abkommen geführt, das eine Stabilisierung des Dollars und des englischen Pfundes auf natürlicher Grundlage etwa im gegenwärtigen Verhältnis anstrebt. Ueber die politischen und wirtschaftlichen Fragen hat zwischen dem amerikanischen Präsidenten, Macdonald und Herriot eine eingehende Aussprache stattgefunden, von der man sich wichtige Folgen für die Bereinigung der internationalen Lage verspricht.

Kirchliche Verfassungsreform in Deutschland

In Deutschland geht man jetzt daran, den gesamtdeutschen Protestantismus zusammenzuschließen und eine „bündische Deutsche Evangelische Kirche" zu schaffen. Der Sinn der kirchlichen Reform ist der, an die Stelle der kirchlichen Kleinstaaterei einen kirchlichen Zusammenschluß treten zu lassen, der bei aller Straffheit und Geschlossenheit doch dem Eigenleben in Bekenntnis und kirchlicher Stammesart Raum gibt.

Der Stahlhelm

Um die Führung des Stahlhelm einheitlich zu gestalten, hat sich der erste Bundesführer, Reichsminister Seldte, entschlossen, den zweiten Bundesführer Düsterberg seiner Aemter zu entbinden und die alleinige Leitung des Bundes zu übernehmen. Die Zusammenarbeit der nationalen Verbände soll sich jetzt noch straffer gestalten. Es besteht die Absicht, daß Reichskanzler Hitler als oberster Führer die einheitliche Leitung der SS, der SA und des Stahlhelm übernimmt.

Sowjetrussisch-japanische Kriegsgefahr

Meldungen aus China besagen, daß der um die chinesische Ostbahn zwischen Sowjetrußland und Japan ausgebrochene Streit ernst genug sei, um mit einem bewaffneten Zusammenstoß jederzeit rechnen zu können. Die japanische Armee hat eine Division und große Mengen Munition nach der Nordmandschurei transportiert. Auch auf sowjetrussischer Seite sind bei Wladiwostok, Tschita, Charowsk und Pogranitschnaja Truppen in Stärke von 12 Divisionen mit 300 Flugzeugen zusammengezogen worden.

Herriots Abrüstungsvorschläge

Während der Washingtoner Besprechungen hat Herriot dem amerikanischen Präsidenten einen neuen Abrüstungsvorschlag unterbreitet, in dem sich Frankreich mit einer wesentlichen Herabsetzung seiner Streikräfte einverstanden erklären würde, vorausgesetzt, daß die Vereinigten Staaten dann eine Beteiligung an irgendeinem Sicherheitsplan in Erwägung ziehen. Die französischen Bedingungen zielen ferner auf eine bedeutende Abänderung des englischen Konventionsentwurfs ab. Deutschland dürfte demnach während der nächsten 10 Jahre seine Rüstungen nicht über das Versailler Niveau hinaus erhöhen. Während dieser 10 Jahre soll die ständige Abrüstungskommission die Rüstungen in allen Länder sorgfältig und ständig überwachen. Das Bestreben Frankreichs geht also weiter dahin, den Grundsatz der Gleichberechtigung Deutschlands zu ignorieren. In den Beratungen über den Macdonaldplan ist man auch heute noch nicht zu einem ersten positiven Ergebnis gelangt. Der französische Standpunkt zum englischen Plan verfolgt weiterhin das Ziel, ihn gerade in den auf Deutschland bezüglichen Bestimmungen völlig zu entwerten.

5 Zentner Opium beschlagnahmt

Auf dem Ostasiendampfer „Theophile Gautier" sind bei der Ankunft in Marseille 250 Kilogramm Opium beschlagnahmt worden. Das Rauschgift war in kleinen Päckchen in der Wandpolsterung der Tobsuchtszelle des Schiffes versteckt worden.

*

Ein Gespensterschiff

Am Ostersonntag sichtete der englische Dampfer „Barmoor" mitten im Aermelkanal eine elegante Jacht, die anscheinend widerstandslos dem Spiel der Wellen preisgegeben war. Die „Barmoor" fuhr näher an die Jacht heran und ihre Besatzung stellte zum allgemeinen Erstaunen fest, daß sich an Bord der Jacht tatsächlich keine lebendige Seele befand. Es war dies um so seltsamer, als sonst auf dem kleinen, nur 14 Meter langen Schiff alles in schönster Ordnung schien. Den Matrosen, die nun das Innere der verlassenen Jacht untersuchten, war begreiflicherweise nicht ganz geheuer zumute. In der Kapitänskajüte fanden sie den Tisch fertig gedeckt, mit ausgesuchten Speisen und Getränken beladen vor. Aber weder von dem Kommandanten noch von der Besatzung war trotz eifrigster Suche etwas zu finden. Auch die Schiffspapiere waren verschwunden. Die „Barmoor" nahm die Jacht auf, deren blankem Körper in blauer Schrift der französische Name „Alerte" zu lesen war, ins Schlepptau und brachte sie nach dem Hafen Tyne. Dort hoffte man, nach kurzer Zeit die Lösung des Rätsels zu finden. Die Verblüffung des Kapitäns und der Offiziere wurde aber noch größer, als sie feststellten, daß der Name „Alerte" in keinem Schiffsverzeichnis vorzufinden war. Eine telegraphische Anfrage an die Zentrale des größten französischen Schiffsverkehrsbüros in Paris, „Veritas", war von dem gleichen negativen Erfolg begleitet. Der Besitzer der Jacht ist ebensowenig zu ermitteln, wie sich das Schicksal des Kapitäns und der Besatzung erklären läßt. Bisher sind auch alle weiteren Nachforschungen ohne Resultat geblieben. Welches Geheimnis steckt hinter dem Gespensterschiff? Wer ist sein Herr, wohin sind die Menschen verschwunden, mit denen die Jacht in See gestochen war?

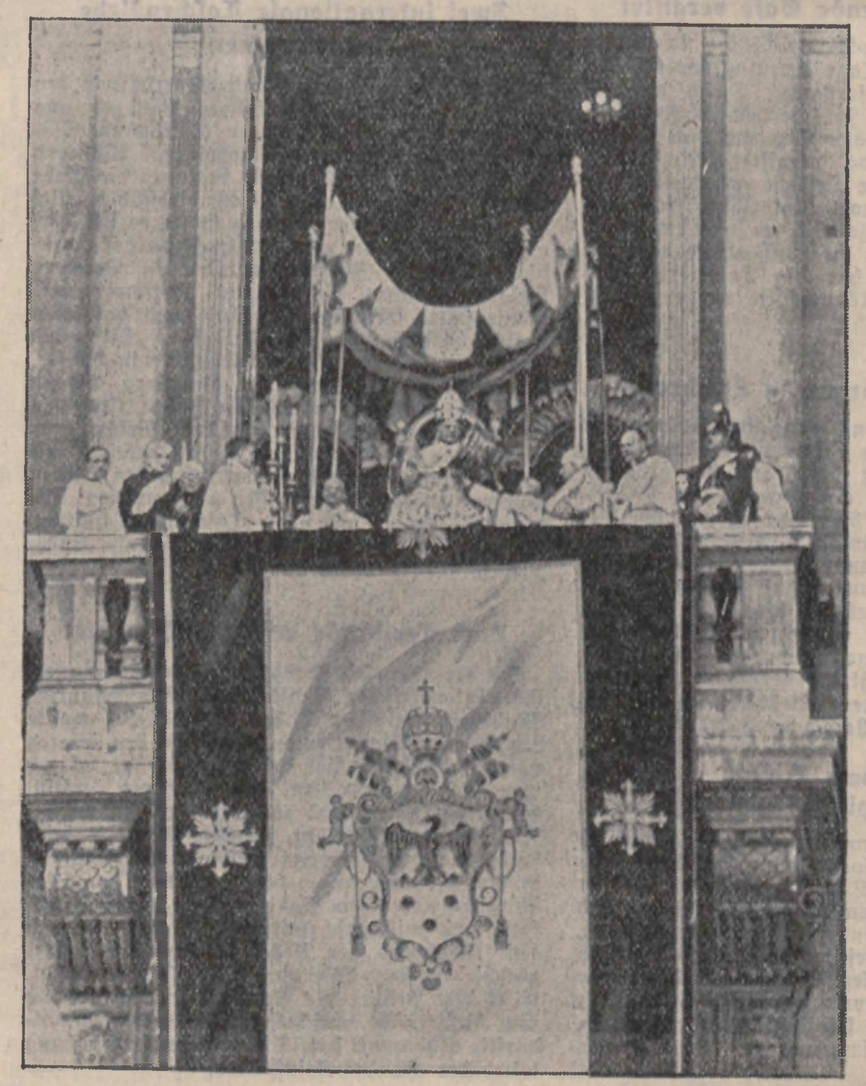
Es ist möglich, daß die Zukunft eine Lösung dieses Rätsels bringen wird, aber es ist auch möglich, daß die Schleier der Tragödie, die sich vielleicht an Bord der „Alerte" abgespielt hat, niemals gelüftet werden können.

Alte Seefahrer erinnern sich noch an eine ähnliche Begebenheit, die sich im Jahre 1876 abgespielt hat. Damals wurde das französische Schiff „Marie Céleste" auf der Höhe der Azoren im Atlantischen Ozean treibend aufgefunden. Auch damals konnte man an Bord keine Spur der Besatzung mehr finden, obwohl sich alles auf dem Schiff in größter Ordnung befand und sogar die Kessel noch unter Dampf lagen. Das Geheimnis der „Marie Céleste" ist bis heute ungelöst geblieben.

*

Wirbelsturm fordert Todesopfer

Von einem furchtbaren Wirbelsturm wurde das Gebiet der „Vereinigten Provinzen" in Zentralindien heimgesucht. Bisher sind 31 Todesfälle gemeldet worden. Der Sachschaden ist ungeheuer. Besonders ist viel Vieh vernichtet worden; die Ernte gilt in weiten Gebieten als verloren.



Die erste Ostersegnung in Rom seit 63 Jahren

Am Ostersonntag hat der Papst einen Brauch wieder aufgenommen, der seit 1870, dem Ende des Kirchenstaates, nicht mehr geübt wurde. Nach der Ostermesse in der Peterskirche erteilte der Papst vom Balkon der Basilika herab den Segen, während dessen ihn unser Bild zeigt.

Bill Brox in Nöten

Eine amüsante Kurzgeschichte von Hartmut Bastian

Eigentlich hätte sich kaum jemand in der großen Gesellschaft bei dem Petroleumkönig Smith in Chikago gewundert, wenn Bill Brox in Lederhosen und Sombrero zum Abendessen erschienen wäre. Man kannte ihn, diesen Kraftmenschen aus den vielen Sensationsfilmen ja einfach nicht anders als irgendwie kostümiert. Aber er kam ganz solide in einem fabelhaft sitzenden Smoking, blendend weißer Hemdbrust und exakt gebundener Schleife.

Merkwürdigerweise empfand das jeder als eine kleine Enttäuschung, aber schließlich blieb Bill Brox ja auch im Gesellschaftsanzug der, der er war und Mr. Smith strahlte vor Vergnügen, als er seine Attraktion des Abends vorführte.

„Ich glaube, ich brauche diesen Gentleman den Herrschaften nicht erst vorzustellen."

Heute war Bill gut gelaunt, gab sich recht natürlich und — enttäuschte damit die Gesellschaft. Bill merkte das deutlich. Aber lieber Himmel, was sollte er schließlich tun? Zur Unterhaltung der Gäste das Treppengeländer emporlaufen? Mit einer Wäscheleine nach einem davonrennenden Diener werfen? Oder nach Porzellanpuppen schießen, wo er doch ein recht schlechter Schütze war? Lächerlich! Letzten Endes war er ein Künstler und kein Mätzchenmacher.

Die achtzehnjährige hübsche Mary machte kein Hehl aus ihrer Enttäuschung. „Eigentlich habe ich mir Sie ganz anders vorgestellt, Mr. Brox. So viel mehr bewegter, urhafter, überschäumend von Lebenskraft, so umwittert von Abenteuern mit einem Geruch nach Urwald und vergangener Zeit. Statt dessen finde ich einen na — immerhin sehr eleganten, gut aussehenden Mann, mit netten, absolut zeitgenössischen Manieren, sehr gebändigter Vitalität, umwittert von nichts, und riechen tun Sie nach Kaugummi und Kölnisch Wasser."

Da lachte Bill los. Er lachte mit nach hinten zurückgebogenem Kopf und in die Hüfte gestemmten Händen, daß die tanzenden Paare innehielten und ihn ansahen. Es war das ungebändigte, vitale Lachen des „wilden Reiters der Prärie", des „Rasenden Cowboys", das Tonfilmlachen, das jeder kannte. Das war Bill Brox! Großartig, daß der Mann endlich in Stimmung kam.

Bill starrte mit Erobererblick in die flackernden Augen der jungen Dame, preßte mit Ungestüm seinen Arm um die vor Erregung Zitternde, daß der Rücken schmerzte und glitt mit ihr in Tangoschritten über das diskret geräumte Parkett.

Doch Bills kleiner Ausflug in das Filmreich wurde jäh auf realistische Weise unterbrochen. Einige knallende Revolverschüsse, die den Kronleuchter zerfetzten, das Parkett mit Glassplittern übersäten und ein aus dem Halbdunkel kommendes gebieterisches „Hands up!" waren eine sehr deutliche Mahnung daran, daß er sich in Chikago befand.

Einen Augenblick folgte ein Geräuschchaos von fallenden Musikinstrumenten, stürzenden Stühlen und Angstschreien, dann — Grabesstille. Man kannte diese Banden. Das Maschinengewehr, das vom Eingang aus den Saal beherrschte, war kein Kinderspielzeug.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit plünderte ein maskierter Kerl, gedeckt durch die Waffe seiner Komplicen, systematisch die Gesellschaft aus. Er begann links, ging zur Mitte und wandte sich dann nach rechts. Schmucksachen, Brieftaschen und Uhren verschwanden in einer aufgehaltenen Reisetasche. Bill stand rechts. Er schwitzte vor Erregung. Heiliger Himmel, daß so etwas passieren mußte. Jetzt war es aus mit ihm, ganz aus! Dieser dreiste Raub kostete ihn nicht nur die Brieftasche, sondern auch den ganzen Nimbus. In überstürzender Gedankenfolge sah er Leitartikel amerikanischer Blätter: Bill Brox von ganz gewöhnlichen „Schmucksammlern" ausgeraubt... Bill Brox läßt es geschehen, daß eine ganze Gesellschaft von drei Mann überwältigt wird! ...Bill Brox...

Er hörte ganz Amerika lachen. Er hörte das Pfeifkonzert bei der Premiere seines nächsten Filmes. Vor Scham und Wut wechselte er die Farbe. Was machen? In dieser Situation? Alles sah ihn an. Ihn, den Helden, den Ueberwältiger.

Sollte er wie ein Idiot gegen das Maschinengewehr anrennen, um sich zwei Tage später mit einem Dutzend Kugeln im Leibe öffentlich ausstellen zu lassen? — Diese unerträglichen Blicke von allen Seiten! Sie sprachen Bände. Es war klar, daß man von ihm eine Heldentat erwartete, ein Wunder — Kintopp!

Er spürte die zitternde Mary an seinem Körper. Sie nestelte, Tränen in den Augen, an ihrer Halskette, um sie abzubinden. „Mr. Brox!" Einen Abgrund von Vorwürfen hauchte Mary mit diesem Namen dem großen Bill in die Ohren. Er verstand — zu gut.

Das Halsband der Kleinen fiel in den Koffer des Banditen.

„Ihre Brieftasche, zum Teufel!"

Bill starrte dem Kerl in die Augen. Jetzt mußte es kommen. Der Siedepunkt der Spannung war erreicht. Sekundenlang stockte jeder Atemzug. Und da — — —

„Ah, Bill Brox", grinste der Kerl den großen Filmhelden erkennend, dann stieß er einen furchtbaren Fluch aus, wandte sich um und raste zum Ausgang.

Bill sah nur noch, daß die beiden Komplicen, das Maschinengewehr zurücklassend, dasselbe taten, dann sprang er in riesigen Sätzen hinterher. Die Wirkung seines Namens hatte ihm Riesenmut gegeben. Unter dem begeisterten Aufschrei der Menge erwischte er noch am Eingang den Mann mit der Tasche und riß ihn zurück. Dieser zog einen Revolver, aber nun war Bill Brox Herr der Situation. Im Nu war der Mann entwaffnet. Im gleichen Augenblick öffnete sich eine gegenüberliegende Tür und Policemen stürzten herein.

Mit seiner berühmten unnachahmlichen Lässigkeit schleuderte Bill kraftvoll den Verbrecher den Polizeileuten vor die Füße. Dann strich er sich mit erkünstelter Ruhe die Haare glatt, ergriff die Tasche mit den geraubten Gegenständen und wandte sich zum Salon zurück.

„Weshalb spielt die Musik den Tango nicht weiter? Die Wundertüte hier", er hob die Tasche hoch, „können wir ja nachher verteilen."

Bill wußte nur zu gut, wie sein Publikum zu nehmen war. Jetzt hatten Smith und seine Gäste den langersehnten Kintopp. Bill wäre vor Enthusiasmus beinahe zerrissen worden. Smith hatte Mühe, die Policemen vor dem Einschreiten zurückzuhalten. Er verstand kaum die Erklärung der Beamten, die durch einen anonymen Telephonanruf von dem Ueberfall der Bande erfahren hatten.



Dann stieß er einen furchtbaren Fluch aus....

„War ja alles überflüssig, meine Herren, alles überflüssig. Wo Bill Brox ist, besteht keine Gefahr. Sie hätten das sehen müssen. Die Kerls, Brox erkennen, kehrtmachen und fliehen war überhaupt eins. Großartig, überwältigend — — —"

Die Policemen hätten keine Amerikaner sein müssen, wenn sie das nicht erschüttert hätte und als Bill mit gespielter Ruhe und Gleichgültigkeit unter hysterischem Beifallsgetobe den Tango mit Mary zu Ende tanzte, brüllten sie schließlich mit. — — —

Als am nächsten Tage die Zeitungen die Episode aus Smiths Villa durch die Staaten trugen, konnte der Zellenschließer des Untersuchungsgefängnisses es sich nicht verkneifen, dem gefangenen Banditen ein Exemplar zuzustecken. Der las den Bericht durch und schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Glatter Unsinn!" erklärte er dann. „Der harmlose Junge hat uns nicht gestört. Gerade in dem Augenblick, als ich ihm die Brieftasche wegnehmen wollte, stieß unser Posten, der draußen Schmiere stand, den Warnungspfiff aus, weil er das verfluchte Polizeiauto kommen sah. So ist es!"

Bill Brox hat das nie erfahren.

Die Schwiegermutter

Die Schwiegermutter ist — so will es die Ueberlieferung — eine lächerliche Figur.

Sie ist das komische Element im Lustspiel, sie ist die Würze der humoristischen Erzählung, sie befruchtet den Geist der Satire, sie stachelt den Witz des Karikaturisten. Mit einem Wort: sie ist eine unversiegbare Quelle des Vergnügens, des geistreichen sowohl wie des groben und manchmal des leichten Spottes, der uns unentwegt, von Geschlecht zu Geschlecht, immer wieder erfreut.

Allerdings kommt es auch vor, daß die Schwiegermutter Gegenstand dramatischer Vorgänge wird, aber die Macht der Gewohnheit geht so weit, daß es uns schwer fällt, nicht zu lachen, sobald die Schwiegermutter auf der Bildfläche erscheint.

Die Schwiegermutter ist keine veraltete, sondern eine klassische Figur. Sie ist international, sie beherrscht Zeit und Raum: also ist ihre Stellung im Weltall bedeutungsvoll — das sollten sich alle Schwiegermütter gesagt sein lassen. . .

Wenn nicht aus merkwürdigem Zufall die Schwiegermutter einmal ohne Feindseligkeit behandelt wird, so muß sie sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie im Familienkreise den Gegenstand boshafter Unterhaltungen bildet. Wie auch immer ihr Wesen geartet sei — alles vergebens —: wir haben die unwiderstehliche Neigung, sie grotesk zu sehen.

Aber ich kenne eine ganze Reihe Menschen, die von den besten Gefühlen für die Schwiegermutter beseelt sind. Ich kenne so und soviele Autoren von Melodramen, von dramatischen Komödien, von guten oder schlechten, düsteren, schweren oder leichten Romanen, die eine heimliche Dankbarkeit hegen nicht nur gegen ihre eigene Schwiegermutter, sondern gegen alle Schwiegermütter im allgemeinen.

Supertomasyna

Produkt der Państwowa Fabryka Związków Azotowych w Chorzowie
mit 20—23 % citrl. Phosphorsäure (P_2O_5) (auch mit 15—17 % lieferbar).



KALI
STICK-
STOFF

THOMASMEHL
Tomasyna-
Azotniakowana

ZAKŁADY TOMASFOSFATOWE
Sp. z o. o.

Katowice, ul. Kopernika 14. Tel. 19—10.

Inserieren Sie im „Oberschlesischen Landboten"

KNOCK OUT!



Zu Ende ist der Kampf! Die Herrschaft des „Stromfressers", der billigen Glühlampe, ist unwiderruflich zu Ende. Seine Gier, sein grosser Stromverbrauch wurden ihm zum Verhängnis. Die gute Lampe triumphierte!

Folgen Sie dem Sieger. Setzen Sie Ihr Vertrauen nicht auf Lampen, die von Ihrem teuren Strom nicht genug bekommen können. Kaufen Sie Lampen, die mit dem Strom sparsam umgehen, Qualitätslampen . . .

Philips Glühlampen
schonen Ihre Augen — schonen Ihre Tasche.

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"
Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193....

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....

Obst- u. Ziergehölze, Stauden
Koniferen u. Rosen
Preisliste kostenfrei!
A. Rathke & Sohn, G. m. b. H., Praust
Telefon: Danzig 28-636
Baumschulen + Gärtnerei + Samenhandlung
Areal 80 ha — Nach Polen zollfreie Einfuhr

Gemüse- und Blumen-Sämereien
künstliche Düngemittel
Obstbaumkarbolineum, Raupenleim,
Vertilgungsmittel
gegen Blattläuse, Spinnen, Blutläuse, Erdflöhe, Raupen usw.
Baumwachs, Muschelschrot für Hühner
liefert billigst
W. Richter, Drogerja
Mysłowice, Pszczyńska 10.

Billig!
2 Stammrosen, 5 Buschrosen
5 Edeldahlien
5 peren. Stauden beste Sorten, in dies. Jahr blühend, Porto u. Verpackung frei **nur zł. 18**
Fr. Gartman, Poznań
Gartenbau / Samenhandlung
Illustrierte Preisliste auf Wunsch.

SENSENWETZER
sowie and. Schleifsteine u. Scheiben best. Qual. liefert
Schleifscheiben-Fabrik
Pol-Corund
Katowice-Ligota
billig direkt u. auch an Wiederverkäuf.

Sämtliche
Feldsämereien, Gemüse-, Blumen- und Waldsaaten
liefert in nur anerkannt allerbesten Qualitäten
B. Hozakowski, Toruń
Samengroßhandlung
Postfach Nr. 1.
Preiskataloge auf Wunsch gratis und franko!

Gartendraht
2,0 mm stark -.85
2,2 mm „ 1.—
2,5 mm „ 1.10
mit Spanndraht
20 gr. mehr
Stacheldraht
1 m 12 gr.
Drahtflechtfabrik
Alexander Maennel,
Nowy Tomyśl W.22

Patentierte
Schutzbeutel
Mottensichere Aufbewahrung von jeglicher Wintergarderobe wie Pelze, Mäntel usw.
Luftdicht verschlossen.
Katowitzer Buchdruckerei und Verlags-Spółka Akc.

Chiromantin
sagt gewissenhaft nach der Handlesekunst Ihre Zukunft u. Vergangenheit. Honorar 1.— Zł. Katowice, Sienkiewicza 6, parterre 2.

Kleine Anzeigen



(ges. gesch.)
Radium-Präparate
bei **Rheumatismus, Gicht, Ischias, Nervenleiden, Frauen-Krankheiten Schlaflosigkeit usw.**
Klinisch erprobt.
Viele ärztliche und private Dankschreib.
Prospekte durch
Fa. Śląski Dom Sanitarny
„HYGIEJA"
Sp. z o. odp.
Katowice, ul. Kamienna 4

Achtung!!
Kaufe getrag. **Herrengarderobe,** Schuhe, Wäsche usw.
Postkarte erbeten.
Zollmann
Wojewódzka 28.

Gut eingeführte Restauration
mit voller Konzession, samt Inventar, ist geg. 6000 Złoty Ablöse abzugeben. Anträge unt. **„Restauration"** an Zeitungsbüro Springer Bielsko, 3-go Maja 7.

Sommerwohnungen
2—4 Zimmer u. Küche, in schönster Lage im Zigeunerwald, mit Gartenbenützg., zu vermieten. **Villa Oczko** Zigeunerwald b. Bielsko

---

Gut eingeführtes
Friseurgeschäft
mit **Puppenklinik** und anschließender **Wohnung** wegzugshalber billigst sofort zu verkaufen.
Scharley, 3. Maja 3.

Schlafzimmer, Speisezimmer und **Küche** neu, sehr billig zu verkaufen.
„Fordyk," Katowice, Marjacka 19.

Gut eingerichtete
Stube und Küche
(neue Möbel), ist mit der Wohnung Zentrum **Gleiwitz,** für 850 Rmk. wegzugshalber zu verkaufen. Miete 20 Rmk.
Rogowsky,
Gleiwitz, Heinitzstr. 10.

9000 qm
Bauplätze
mit 135 m Straßenfr., a. best. Str., 2 Min. v. Bahnhof, in **Löwen,** Kr. Brieg, qm 1,20 bis 1,50 Rmk., beste Kapitalsanlage, sof. zu verk. Daselbst **Grundstück** 5000 qm, mit gr. Gart., Scheuern, Stallungen, gute Verz., geeign. für alle Zwecke, wegen Erbauseinandersetzung für 18000 Rmk. zu verkauf. Gefl. Anfragen an Frau Maurerm. **Seeliger,** in **Löwen,** Kreis Brieg in Schlesien.

Motorrad
Coventry (Jap) 500 ccm, mit Beiwagen, Baujahr 1932, preiswert umständehalber zu verkaufen. **Fr. Kurzeja, Rybnik,** Raciborska 20.

Radio-Apparat
3 Röhren-Netzanschluß komplett zu verkaufen.
Katowice II,
Mikołaja Reja 3 a,
m 2.

Lehrling
mit höherer Schulbild., der deutschen und poln. Sprache mächtig, gesucht.
Drogerja „pod Orłem"
E. Baston,
Wielkie Hajduki,
16-go Lipca 13.

Lager
und
Werkstatträume
zu vermieten.
KATOWICE
Jagiellońska 13/15.